

Die Chroniken der Tierdämonen

Von Necrosis

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Die Legende des Schwarzen Sees	2
Kapitel 2: Die aufgestiegene Universität	8
Kapitel 3: Der erste Phönix - Teil 1 [Funken und Flamme]	13
Kapitel 4: Der erste Phönix - Teil 2 [Rauch und Asche]	22
Kapitel 5: Geschichten aus Jingzi - Teil 1 [Nächtliche Studien] ..	32
Kapitel 6: Der Fluch der Katzen	38
Kapitel 7: Mondwende	45

Kapitel 1: Die Legende des Schwarzen Sees

Manchmal beginnt das größte Übel an den unscheinbarsten Orten. Strohgedeckte, gutbäuerliche Stuben, die zum Herd von Großbränden werden, malerische Flüsse, die von den Geistern der Natur beflügelt, ganze Landstriche verschlingen, Studierzimmer, die der Grund sind, auf dem Kriege erblühen und auch der schwarze See ist ein solcher Ort. Das Gewässer selbst mag verhältnismäßig harmlos erscheinen und ist es auch, wenn der Betrachter von vielen tückischen Stellen absieht, die unvorsichtig Reisende in Sicherheit wähnen, nur um sie anschließend auf ewig in den kalten Tiefen der Fluten zu verschlucken. Besonders Schatzsucher, die von Gerüchten über seltene Erzvorkommen im und um den See angelockt werden, finden so ein meist stilles und unrühmliches Ende. Jedoch ist nicht dies der Grund, aus dem die Wölfe, furchtlose Bewohner des Landes Miyerrenèn den See und selbst die umliegenden Gebiete nur ungern betreten. Es ist vielmehr die Geschichte dieses Ortes, eine unausgesprochene Drohung und mahnende Weissagung, die über Jahrhunderte bis heute Unwohlsein und Vorsicht bei vielen Bewohnern Rerutias schürt.

Erbarmungslos prasselte schneidender Regen vom Himmel herab, als die Wagen des Rudels, gezwungen durch die Unebenheiten des Bodens, zum Stehen kamen. Sie waren seit den frühen Morgenstunden unterwegs, hatten bereits die letzten Tage unter diesen Umständen reisend verbracht und langsam machte sich allgemeine Unzufriedenheit unter den Anwesenden breit. Auch Finch, ein Jäger des Rudels, der gerade seinen neunundzwanzigsten Lenz erlebte, rümpfte die Nase und versuchte mit allen Mitteln, sich und seine wenigen Habseligkeiten möglichst trocken zu halten. Das nasse Haar hing ihm in Strähnen ins Gesicht, während er versuchte, in der Luft, die vom Geruch nassen Büffels und dem aufgeregten Geschnatter der Jungen und Alten des Rudels geschwängert war, die einzelne Stimme glockenhelle Stimme des Alphaweibchens auszumachen. Mit mäßigem Erfolg gesegnet, lehnte er sich schließlich erschöpft an eins der Gefährte. Irgendwann würden Aniks Befehle ihn auch von ganz allein erreichen. Er selbst war bereits den ganzen Tag im hinteren Teil der Kolonne neben den massiven Karren her getrottet und nach herannahenden Gefahren Ausschau gehalten.

In diesen Gefilden konnte selbst eine Schlange, die eins der Zugbüffel verängstigte, eine Gefahr darstellen und die Weiterreise gefährden und so war es seit jeher die Aufgabe der Jäger gewesen, die sichere Weiterreise für alle zu gewährleisten. So gut dieses Unterfangen auch heute geklappt hatte, trug seine Position nicht gerade dazu bei, dass er etwas von den Plänen der Rudelführung erfuhr, auch wenn ihn die Hoffnung auf längere Rast mindestens so sehr tränkte, wie es die Kühle des Regens tat. Anik musste nach einem solchen Tag einfach klar sein, dass das Reisen unter diesen Umständen mehr Schaden als Fortschritt mit sich brachte. Wie oft waren die breiten Räder der Wagen allein heute im unwegsam gewordenen Erdboden verschwunden und hatten sie zum Halt gezwungen? Wie viel Schaden hatte der Regen wohl an ihren Vorräten oder am Zustand der Gebrechlicheren angerichtet? All dies waren Dinge, die sie sicherlich nicht übersehen würde. Außerdem lag das Smaragdmeer, der größte See des Reiches, in greifbarer Nähe. Das fruchtbare Land

würde viele grasende Beutetiere angezogen haben und Finch war sich sicher, dass er es mit einer Gesandtschaft einiger Jäger sogar schaffen konnte, den See selbst binnen einer Tagesreise in tierischer Form zu erreichen und das Rudel mit Fisch zu versorgen. Vielleicht würden sogar diese schrecklichen Regengüsse endlich ein Ende finden. Vielleicht würde er dann endlich wieder schlafen können...

Noch immer ermüdet, schloss der Wolf die Augen und verschränkte die Arme vorm Oberkörper, um wenigstens die letzten kläglichen Reste von Körperwärme bei sich zu behalten. Solch starker Regen zu dieser Jahreszeit war nichts Normales. Er erinnerte sich noch genau daran, wie das Rudel schließlich die Schamanin befragt hatte, als die unaufhaltsamen Güsse ihren Hochpunkt erreichten. Finch war nie besonders spirituell gewesen, hatte die zuverlässige Klinge eines Jagdmessers und die warmen Nächte am Lagerfeuer mehr geschätzt als Gewäsch über Geister und Omen. Doch selbst ihm hatten die Worte der Geisterfrau und Heilerin ein unangenehmes Kribbeln bereitet. Noch genau zeichneten sich die verrunzelten Hände der Frau vor seinem inneren Auge ab, wie sie aus Walkknochen geschnitzte Runen über die drohende Glut tanzen ließen. Die Armreife der Alten klapperten noch immer in seinen Ohren, während ihre bereits gebrochene Stimme versuchte, sich voll aufrichtiger Besorgnis über den allgegenwärtigen Regen zu erheben. „Die Geister haben gesprochen und mich vor großem Unheil gewarnt. Einem Unheil, das den Tag verdunkeln und unsere Seelen so durchdringen wird, wie die Fluten des Himmels es nun mit unseren Körpern tun.“ Geraune, voller Angst und teils Skepsis, hatte sich unter den Anwesenden ausgebreitet, während die Alte sich wieder in ihr Zelt zurückzog, um mit Anik allein über die Vision der Runen zu sprechen. Er selbst hatte zunächst zu letzterer Gruppe gehört. Ein Übel solchen Ausmaßes hatte sich seinem Verständnis entzogen. Was sollte sie auch auf diese Weise heimsuchen? Was die Alte gesagt hatte, hatte eindeutig nach Magie geklungen und jeder wusste, wie weit sie von Magiern entfernt waren. All das war einfach unwirklich erschienen, klang aber auch zu beunruhigend, um es vollends zu ignorieren. Auch wenn es ihm nicht behagte, wusste er, dass diese Möglichkeit eine Gefahr für alle, die ihm wichtig war, bedeutete, wenn sie denn wirklich. Finch war recht sicher, dass er nicht der einzige war, der seit diesem Moment keine Nacht mehr wirklich ruhig verbracht hatte. Versuche des Alphawebchens, die Angst der Rudelmitglieder zu tilgen, zeigten sich wenig erfolgreich. Wenn das Wetter sich allerdings beruhigte, ohne dass das prophezeite Unheil eintrat, würden sie sicher sein, sagte sie. Die Schamanin schloss diese Möglichkeit nicht aus und so hofften alle auf ein nahes Ende des Regens, der ebenso wie die Prophezeiung auf die Gemüter der Reisenden drückte.

Lärm aus den vorderen Teilen der Karawane riss den Jäger aus seinen Gedanken und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Geschehnisse. Anik hatte endlich einen Beschluss gefasst. Selbst die Alten reckten angesichts dieser Veränderung ihre Köpfe aus den wetterfest gemachten Karren und versuchten, einen Fetzen ihrer Worte zu erhaschen. „Hört mich an, Mitglieder des Rudels. Die Nacht ist noch weit aber wir werden trotzdem hier unser Lager aufschlagen. Der Regen macht die Weiterreise im Moment unmöglich und wie es aussieht ist eine Achse des Versorgungskarrens gebrochen.“ Unzufriedenes Murmeln breitete sich aus, schwoll aber sofort wieder ab, als die klare aber deutlich ermüdete Stimme der Anführerin einfach durch es hindurch schnitt. „Es sieht aus als müssten wir länger hier bleiben, um die Schäden zumindest notdürftig zu versorgen. Wir beginnen nun mit dem Aufbau des Lagers. Ich bitte die Jäger, sich danach bei mir zu melden. Wir müssen die Nachtwache und die Jagdpatrouillen für die kommenden Tage einteilen.“ Zwar konnte er sie nicht sehen,

jedoch war Finch sich sicher, dass sie gerade die vorderen Teile des Konvois mit einer wedelnden Geste ihrer Rechten entließ, wie sie es immer tat. Gehorsam, wenn auch träge, stieß er sich nach einem Moment vom Karren ab und erledigte die Aufgaben, die ihm beim Aufbau des heutigen Lagers genauso zufielen, wie es schon bei allen früheren der Fall gewesen war.

Die Dunkelheit hatte sich wie ein schützender Mantel aus Kälte um das mit Regen getränkte Land gehüllt, als die letzten Zelte aufgebaut und die Fackelanlagen um die Lagergrenzen gesteckt waren. Auch Finch betrachtete sein Werk zufrieden. Das Zelt, das er sich mit seinem Mitjäger Sos, einem eher einfachen und recht furchtsamen jüngeren Wolf, teilte, stand sicher an Ort und Stelle und würde selbst bei diesem Wetter so schnell nicht vom Wind davongetragen werden. Der Andere war schon mit einigen Jägern zu Anik gezogen, als Finch noch beschäftigt war, Teile seines Hab und Guts zu prüfen. Nun zog aber auch er durch das Lager und beobachtete im Vorbeigehen auf dem Weg zum Zelt des Alphaweibchens Eltern, die ihre widerwilligen Sprösslinge vom Spielen im Regen in die Sicherheit ihrer Zelte zu ziehen versuchten. Die meisten der Kleinen waren vom langen Stillsitzen im Wagen noch aufgedreht und so gestaltete sich das Einfangen nicht in jedem Fall als einfaches Unterfangen. Ab und an ließ der ältere Wolf gegenüber den Jüngeren ein paar mahnende Worte fallen, während er sich zufrieden zum Zelt im Zentrum des Lagers begab.

Als er schließlich unter die Plane des Aufbaus huschte, erwartete ihn bereits ein glühendes Paar gelber Augen mit gewisser spielerischer Strenge. „Du brauchst wie üblich sehr lang.“ Die einfache Feststellung der Höhergestellten ließ ihm keine Gelegenheit für Ausreden, auch wenn er wusste, dass sie kein Vorwurf war. „Naja du weißt, was das bedeutet. Die Anderen haben ihren Platz in der Einteilung. Wer zuletzt kommt, muss die übrigen Positionen ausfüllen. Du wirst heute die Wache um Mitternacht übernehmen. Morgen wirst du dann mit Sos und Deja in Richtung des Smaragdmeers aufbrechen. Ich fürchte, dass der Regen unseren Vorräten zugesetzt hat. Wenn ihr entsprechend Fisch mitbringen würdet, wäre das also äußerst willkommen.“ Zu diesen Anweisungen gab es nicht mehr viel zu sagen und wenn er vor seiner Wache noch etwas Schlaf bekommen wollte, hatte er nicht mehr viel Zeit. Mit einer freundlichen Verbeugung leitete er dementsprechend seinen Abgang ein. „Klar Anik. Ich werd mich drum kümmern. Bin echt froh, dass wir mal wieder irgendwo bleiben.“ Mit müdem Schritt entfernte Finch sich vom Zelt der Befehlshabenden, um sich in seinem eigenen etwas Ruhe zu gönnen, bevor er wieder mit seinen Aufgaben konfrontiert werden würde.

Es vergingen nur wenige Stunden, ehe der Platz des Jägers nicht mehr unter seinen behaglich warmen Decken aus Fell, sondern am Rande des Lagers war. Die vorherige Wachschicht hatte ihn geweckt, damit er gemeinsam mit Deja, sie hatte anscheinend nur kurz vor seinem Auftreten das Zelt verlassen, seine Schicht wahrnehmen konnte. Deja war keine besonders gesprächige Zeitgenossin und so blieb nichts Anderes übrig als stumm auf die Steppe hinauszuschauen und um seine Hälfte des Lagers zu patrouillieren. Vermutlich hätte die räumliche Entfernung zwischen beiden gemütliche Unterhaltungen sowieso zunichte gemacht. Leichter Nieselregen ergoss sich unentwegt über dem Lager, während er also versuchte, seine Aufmerksamkeit auf die Landschaft zu lenken. Ruhe war scheinbar allgemein eingekehrt, nächtliche Wanderer des Rudels waren auch zum Schlafen gekommen und allgemein wirkte die Situation erholsam sicher.

Seine Schicht war bereits nah ihres Endes, als diese trügerische Sicherheit schließlich mit einem ohrenbetäubenden Krachen, gefolgt von einem unerwarteten Erzittern der

Erde ihr Ende fand. Instinktiv wanderte seine Rechte zur Armbrust an seiner Hüfte, auch wenn er wusste, dass diese das Erdbeben wohl kaum beeindrucken würde und für einen Moment schien es, als ob sich ein Leuchten in der Steppe ausbreitete. Noch bevor er sich jedoch Gedanken über seinen Ursprung machen konnte, forderten andere Umstände seine Aufmerksamkeit. Die Erde bebte weiterhin und es schien als wären einige der Fackeln umgefallen und nun dabei, Teile der Zeltanlage in Brand zu stecken. Panik machte sich unter den Erwachten breit, die ihre Zelte jedoch aufgrund des Bebens, das selbst dem erfahrenen Jäger fast den Boden unter den Füßen weggerissen hätte, nicht verließen. Einzig und allein die erwachnten Jäger und Anik wuselten gemeinsam mit den beiden Nachtwachen wie geschäftige Ameisen durch das Lager, verhinderten Brände oder erstickten jene, die bereits angefangen hatten. Schließlich war es nur noch das Licht des fahlen und vollen Mondes, das das Lager mittlerweile nicht mehr bebende erhellte und die Gesichter der Versammelten in Zwielflicht hüllte. Die Jäger hatten sich versammelt, hatten die Umstände nicht ignorieren wollen und warteten vor dem Zelt der Anführerin auf eben jene. Diese ließ nicht lang auf sich warten und bedachte die Anwesenden mit wissenden Blicken, ehe sie geistesgegenwärtig Anweisungen an die Versammelten weitergab. Scheinbar waren einige der Zelte durch das Beben zusammengefallen und mussten neu aufgebaut werden, außerdem standen noch weitere Sicherungsarbeiten an. Auch wenn ihn der Zustand seiner Lieben beunruhigte, gelang es Finch jedoch nicht, wirklich anwesend zu bleiben.

Viel zu sehr hatte sich das geisterhafte Leuchten in seinen Geist eingebrannt. Weit entfernt war es nicht gewesen und auch der zarte Nieselregen hatte seitdem nicht mehr gestoppt. Was nun dort lauerte, konnte eine viel größere Gefahr sein als das Beben. Mit Mut, den er später bereuen würde, erhob er das Wort über das sorgenvolle Raunen der anderen Wachen, sah direkt in die Augen seiner noch in ihre Reisekleidung gehüllte Anführerin. „Anik, ich weiß, dass hier gerade wichtige Arbeiten anstehen. Ich hab aber etwas gesehen, was vermutlich gefährlich sein könnte. Kurz nach dem Anfang des Bebens hat es in der Steppe zu Glühen begonnen. Ich hab keine Ahnung, was da los ist aber ich will nachsehen, ob es uns gefährlich werden kann.“ Die ernste Entschlossenheit in seinem Blick und die ungläubigen Gesichter der Anderen trafen sich in einem Duell, dessen Ausgang schließlich nach einigen stillen Momenten von den Worten der Anführerin entschieden wurde. „Unter normalen Umständen würde ich dir das Ganze nicht erlauben. Leuchten hin oder her, wir brauchen hier jeden Mann und jede Frau. Wenn ich aber daran denke, welche Omen wir in letzter Zeit erhalten haben und wie selten Erdbeben normalerweise sind... ändert sich mein Bild der Lage. Erwarte deswegen aber nicht zu viel Hilfe. Wie gesagt brauchen wir hier jeden. Wenn du gehst, gehst du allein.“ Der Ernst ihrer Worte stellte sich ihm herausfordernd entgegen. Es brauchte einen Moment, ehe Finch sich dazu in der Lage sah, seine endgültige Entscheidung mitzuteilen. Ihm war klar, dass dieser Ausflug seinen Tod bedeuten konnte. Ebenso gefährlich war es jedoch, die Sache nicht untersucht zu lassen. Mit von Angst getrübler Entschlossenheit im Blick rang er sich zu einem Nicken durch. „Ich weiß und das werde ich.“ Einhändig entzündete er eine der verbliebenen Ersatzfackeln am Lagerfeuer im Zentrum und wandte sich bereits zum Gehen. „Sollte ich bis zum Morgengrauen nicht wieder da sein, packt ihr alles so schnell ihr könnt ein und verschwindet. Ich will mein Leben nicht umsonst riskieren.“ Der Jäger war sich nicht sicher, wie viel Marsch bereits zwischen ihm und dem Lager lag, fest stand jedoch, dass er mit jedem Schritt, den er sich von den schützenden Zelten des Rudels entfernte, nervöser wurde. Es war töricht anzunehmen, dass die

dünnen Tierhäute ihn vor einem magischen Etwas schützen konnten, das dazu in der Lage war, ein Erdbeben zu verursachen und das wusste er. Nicht einmal die kühnsten Geschichten, die man sich über die Füchse erzählte, beinhalteten eine solche Form von Macht. Vorsicht war also geboten, das war ihm klar und so entzündete er vorsichtshalber, die zweite Fackel, die er mit sich trug, bevor der Nieselregen die kläglichen Überreste der Ersten endgültig zum Erlöschen bringen würde. Die neuerlich aufflammende Wärme des kleinen Feuers gab ihm Kraft, motivierte seinen müden Körper zum Weitermachen und nahm die Angst und Kälte, die seine Begleiter auf dieser Reise ins Ungewisse waren, von ihm.

Fast wäre er in seinem Eifer doch tatsächlich in das monumentale Loch gefallen, das sich mit einer Plötzlichkeit vor ihm auftat, mit der man der geographischen Gegebenheit fast schon Heimtücke unterstellen konnte. Im letzten Moment jedoch spürten seine geübten Füße das abfallende Terrain und begaben sich mit einem reflexartigen Schrei ein paar Schritte zurück. Als sein beschleunigter Puls sich langsam zu beruhigen begann und Finch sich sicher war, dass der Boden unter ihm an Ort und Stelle bleiben würde, begann er, sich vorsichtig mit dem schwachen Licht der Fackel am Rand des Loches entlangzutasten. Wie es aussah gab es trotz des stark abfallenden Grundes flachere Stellen, die er vorsichtig dazu nutzte, weiter ins Zentrum der Seltsamkeit vorzudringen.

Bereits nach kurzer Erkundung des Ortes, machte sich ein ungutes Gefühl in ihm breit. Er wusste nicht, ob es daran lag, dass er von einem Ort wie diesem noch nie gehört hatte und etwas Derartiges auch auf keiner Karte eingezeichnet war. Sicher war, dass die scheinbar bodenlose Tiefe der unerreichbaren Teile ihm Unbehagen bereitete. Mit gewisser Erleichterung im Herzen wollte er sich schon auf den Rückweg machen, als dem Jäger schließlich klar wurde, was genau das Problem war. Der Boden, auf dem er sich bewegte, war *trocken*. Mit beschleunigendem Puls hielt er bei diesem Gedanken inne. Sicherlich hatte das Nieseln der letzten Stunden seine Spuren hinterlassen aber der Boden war weitgehend trocken, auf jeden Fall nicht so durchweicht und durchnässt wie die Gefilde, die er auf dem Weg hierher durchquert hatte. Wie um seine Erkenntnis zu bestätigen, schwoll ein Grollen aus den Tiefen des Dunkels an, während ein Gedanke in seinem Kopf wie ein wütender Schwarm Bienen laut wurde und die Ereignisse der letzten Stunden in einen sinnvollen Rahmen rückte. „Das hier... Das hier ist kein Loch. Es ist ein *Krater*. Und er ist neu.“ Mit mittlerweile rasendem Herzen wandte Finch seinen Blick in Richtung des Kraters und des Grollens. Panik füllte seine durch die Kälte bleiern gewordenen Glieder, als sich ungeahnt zwei purpurn glimmende Schlote aus den Tiefen erhoben und in der Nacht verschwanden. Der Jäger gab sich selbst keine Zeit, um über den Ursprung der seltsamen Augen nachzudenken und flüchtete mit neu erwachten Kräften und der Angst, sein Rudel niemals wieder zu sehen. Was auch immer aus dem Krater gekrochen war, es war groß und mächtig genug, um nicht nur sie, sondern das ganze Reich von der Landkarte zu tilgen.

Tatsächlich sollte das Wesen, das in dieser Nacht den Kontinent Rerutia betrat, nicht allein bleiben. Schon kurz darauf sollte noch ein zweites dieser Wesen die Welt betreten. Die Tiedämonen bezeichneten sie als Sternendrachen, nannten sie bei den Namen Rhydwyn und Lekashir und lernten früher oder später, sie für das, was sie waren, zu fürchten. Gemeinsam lösten beide schließlich einen Krieg aus, der Rerutia wie kein

anderes Ereignis erschütterte und auf allen Seiten zahlreiche Leben forderte. Nur mit vereinter Macht aller vier Völker sollte es schließlich gelingen, diese Gefahr zu bannen. Der Krater sollte von diesen Geschehnissen in naher Zukunft nicht allzu viel mitbekommen. Der Regen, der weiterhin prasselte als habe er darauf gewartet, einen zweiten Ozean zu füllen, und Zuflüsse vom benachbarten Smaragdmeer sorgten dafür, dass er sich im Laufe der Jahre mit Wasser füllte und zu dem wurde, was heute als Schwarzer See bekannt ist.

Kapitel 2: Die aufgestiegene Universität

„Nachdem unsere Führung durch die Außenbereiche unseres Geländes nun beendet ist, kommen wir nun zu unseren Räumlichkeiten. Hat die anwesende Erstsemesterschaft noch irgendwelche Fragen zu den bisherigen Teilen unserer Führung?“ Eine kleine Gruppe aus Wesen verschiedenster Rassen, die sich im Schatten der großen, marmornen Statue vor dem Hauptgebäude der Universität versammelt hatte, hing an den mittlerweile in monotone Sprechart verfallenen Lippen ihrer Leiterin. Ein kleiner Park umrahmte den prunkvollen Eingangsbereich, durch den bereits zu solch früher Stunde mehrere Gruppen von Studenten ein und aus wanderten. Die bereits leicht in die Jahre gekommene Vogeldame war nun seit Jahren für die Einweisung der Erstsemester verantwortlich. Der Lehrstab war scheinbar der Meinung, dass sich ein freundliches Gesicht am besten dafür eignete, die Hoffnung der Akademie auf das Kommende vorzubereiten. Das freundliche Gesicht hatte sich dieser Aufgabe auch anfangs sicherlich gern gewidmet, war jedoch mittlerweile der Meinung, dass ihr jährlich wiederkehrender Vortrag über die verschiedenen Mittel der Einrichtung auch mit variierenden Erklärungen nicht spannender wurde. Ein kaum merkliches Seufzen schlich sich in Hilda Ahnstroms Züge, ehe eine Frage sich unangekündigt aus der Schar der Anwesenden quetschte. „Ja hier. Wer ist das? Also der Marmor Mann vor uns.“ Scheinbar kam die Frage von einem jungen Mann, der sich bislang desinteressiert in der letzten Reihe versteckt hatte. Die Frau hob eine Augenbraue, versuchte sich die Enttäuschung über etwas, das ihren üblichen Trott hätte unterbrechen können, nicht anmerken zu lassen und kehrte zu ihrem einstudierten zurück. „Das, meine Lieben, ist Togashi Kyūyuki, der Gründer unserer Einrichtung. Noch heute gilt er als einer der mächtigsten Magier, deren Kräfte je dokumentiert wurden. Das Denkmal wurde nach seinem Tod zu seinen Ehren errichtet und allein seine Arbeit ist es, die...“ Noch bevor Hilda dazu kam, ihren Satz zu beenden, wurde sie von dem gleichen jungen Mann unterbrochen, der schon eben das Wort erhoben hatte. „Das ist ja schön und gut aber was genau hat er gemacht? Macht allein bringt selten jemanden dazu, ein Denkmal nach dem Tod zu veranlassen. Gerade unter Akademikern.“ Den unverwechselbaren, momentan neugierig zuckenden Ohren nach zu urteilen, handelte es sich beim Sprecher um einen Kater.

Die Universität nahm vergleichsweise selten Anwärter aus dem Katzenreich und so wunderte es sie, dass der junge Mann mit dem unordentlich schwarzen Haar ihr nicht bekannt vorkam. „Dürfte ich wissen, mit wem ich gerade die Ehre habe, bevor ich Ihre Frage beantworte?“ Sie meinte, die Schultern des Anderen in der Gruppe, die ihn mittlerweile teils mehr, teils weniger auffällig beäugte, zucken zu sehen, ehe er antwortete. „Natürlich, Frau Ahnstrom. Mein Name ist Gilbert Cornneyl und ich wurde dem Haus Schwalbe zugeteilt.“ Die Ältere bedachte seine Erklärung mit einem knappen Nicken. Dem Haus Schwalbe wurden traditionell Naturwissenschaftler zugeteilt. „Um Ihre Frage also zu beantworten, Herr Cornneyl, es war sicher nicht sein Übereifer, der Herrn Kyūyuki dahin gebracht hat, wo er am Ende seines Lebens stand. Vielleicht ist das eine Eigenschaft, die auch Sie sich abgewöhnen sollten.“ Eine sanfte Strenge begleitete Hildas Worte, die dem Erstsemester den nötigen Respekt einflößen wollte, ohne ihn gleich vor dem Rest der Gruppe bloßzustellen. „Es war sein Traum, einen Ort zu schaffen, an dem Akademiker aller Rassen unbefangen gemeinsam arbeiten können, der ihn in allem, was er tat, antrieb. Zu Lebzeiten wusste er es, wie kein Zweiter, diese Leidenschaft auch an Andere weiterzugeben. Wissen Sie, am Ende zählt nicht, welchen Traum sie

haben, sondern was Sie für seine Erfüllung zu geben bereit sind.“ Mit einem Blick nach oben, besah sie sich den Kopf des stattlichen Bildnisses, das einen alten Mann mit üppigem Bart zeigte, der gerade Felsen in die Luft erhob, fast als wolle sie prüfen, ob das Kunstwerk noch da war, wo sie es zuletzt gesehen hatte. Ein Lächeln stahl sich auf ihre Lippen. „Vielleicht inspiriert es Sie ja für Ihre Studien, wenn ich Ihnen die Gründungsgeschichte unserer Einrichtung näherbringe.“

Heißes Wachs tropfte beständig auf einen Elfenbeinfarbenen Umschlag, ehe ein bereits zerschlissener Siegelstempel es dazu zwang, die Form eines aufrecht stehenden Fuchses anzunehmen, der einen Eulenstab hielt. Das Siegel der Familie Kyūyuki hatte in den vergangenen Wochen seinen Weg auf so manche Anfrage an Landbesitzer und Befehlshabende gefunden und doch war noch keine der Anfragen des alten Mannes positiv beantwortet worden. Auch von diesem Brief erhoffte sich der Gelehrte nicht viel, war aber noch immer der Überzeugung, zumindest nichts unversucht zu lassen. Worte verließen ihn in murmelndem Ton, während er versuchte, seinen hoffnungserfüllten Blick von dem Papier vor ihm abzuwenden. „Ein Ort, an dem jeder, der höheres Wissen erlangen will, aufgenommen wird. Egal ob er Vogel, Katze, Fuchs oder Wolf ist...“ Der Wunsch nach solch einem Ort brannte schon lang in dem alten Körper, den die Zeit ihm leider vermacht hatte.

Schon von Kleinauf war Togashi der Meinung gewesen, dass sich Wissen und Errungenschaften nicht mit einer Rasse allein erreichen ließen. Er hatte sich schon in jungen Jahren, ausgestattet mit dem Erbe seines früh verstorbenen Vaters, auf die Reise gemacht und Kontakte in allen Reichen geknüpft. Togashi hatte die Berge des Wolfsreiches bereist, hatte die Fähigkeiten und Magie der Katzen aus eigenen Augen gesehen und war schließlich sogar in die lebensfeindlichsten Städte der Vögel gereist, um Wale zu fangen und von ihren Elementmagiern zu lernen. Es erfüllte ihn mit einem gewissen Ärger, dass niemand es, trotz seines Wissens, seiner Erfahrungen und seiner Fähigkeiten, für notwendig hielt, ihn auch nur anzuhören. Trotzdem gab er auch diesen Brief an einen seiner vertrautesten Diener weiter. „Bitte sorg dafür, dass dieser Brief bei Ise Hidehira, dem Landherren der Region um den See Dal, ankommt. So schnell es möglich ist.“ Der etwas Jüngere, ein Vogel mit dem Namen Zacharias, besah die versiegelte Bittschrift skeptisch und besah seinen Arbeitgeber mit einem Blick, der zu gleichen Teilen Pessimismus und Betroffenheit ausstrahlte. „Herr, ich bin nicht sicher, ob Eure Verzweiflungstat auf guten Boden stoßen wird. Soweit mir bekannt ist, ist Hidehira nicht für seinen Großmut bekannt und die Gebiete um den See gehören zu wohlhabendsten des Landes. Ich denke nicht, dass er die Gebiete, die ihr wünscht, einfach an Euch abtreten wird.“ Togashi lauschte den Worten seines Dieners, der ihm nichts verkündete, was ihm nicht schon bekannt war. Ein dauerhaftes Problem in seinen Bemühungen stellte einfach die Tatsache dar, dass er nicht über genug Mittel verfügte, um die Einrichtungen zu errichten, die er im Sinn hatte, und gleichzeitig das Land freizukaufen, das er dafür benötigte. Die Lage schien einfach aussichtslos und auch die Idee, auf die Wohltätigkeit eines Landbesitzers zu hoffen, schien nicht die Früchte zu tragen, die er sich erhofft hatte. Die veralteten Vorstellungen der Mächtigsten seines Landes hatten nicht nur über die Jahre dafür gesorgt, dass die Einrichtung, die er plante, nie entstanden war. Sie versuchten nun auch, seine aktiven Bemühungen, diesen Zustand zu ändern, ins Nichts führen zu lassen.

Schweremütig entließ der Alte, Luft aus seinem Leib und sah seinen Vertrauten mit einem Blick an, der bereits nah an der Grenze zur Resignation war. „All das ist mir

bewusst aber was bleibt mir noch? Du kennst meine Situation, Zacharias. Es ist nicht, als sei ich in der Position, Druck auf die Landherren auszuüben oder irgendein Recht geltend zu machen. Ich müsste schon mein eigenes Land schaffen, um den Ansprüchen derer, von denen ich momentan abhängig bin, zu entfliehen.“ Noch während er sprach, begann sich etwas im Gesicht des Alten zu regen.

Ein Hüpfen machte sich in seiner Brust bemerkbar, während er das Studierzimmer in neuen Farben zu sehen schien und seinen Diener mit einem Blick bedachte, der ihn dazu veranlasste, mit seiner Antwort zu warten. Noch einen Moment rotierten die Gedanken des Gelehrten, formten Ideen, die andere Magier sich nicht einmal zu denken gewagt hätten. Theorien stellten sich auf, Konstrukte erhoben sich, um gleich wieder verworfen und durch ausgereifere Versionen ersetzt zu werden. Als Togashi Kyūyukis Blick schließlich wieder in irdischen Sphären wandelte, ergriff er sogleich die Initiative und damit das Wort, bevor sein Gegenüber die Gelegenheit dazu hatte. „Zacharias, es sind doch allein die Regionen um den See, die im Besitz von Landherren sind, oder?“ Die Nachforschungen, zu denen er seinen Vertrauten in den letzten Wochen angetrieben hatte, würden nun hoffentlich Früchte tragen. Eine Antwort des Anderen wurde durch einen Moment der Irritation verzögert. „Nunja zwar war dieser Umstand nicht explizit Teil meines Forschungsauftrages aber ich habe tatsächlich von niemandem gehört, der Gebietsansprüche an den See an sich stellt. Selbstredend ist die Fischerei auf dem Dal stark geregelt und einige wenige Gebiete werden bereits von Seerosenzüchtereien in Anspruch genommen, jedoch dürfte der See an sich niemand Anderem als dem Reich der Füchse selbst gehören.“ Als einfacher Diener verkniff der Kolibri sich eine Frage zum Grund der Anfrage, und nahm das zufriedene Nicken seines Herren einfach hin. Nach Jahren der Arbeit für den alten Kyūyuki hatte er sich daran gewöhnt, dass Ideen oft so schnell kamen, wie andere wieder verschwanden. „Gut. Das ist sogar sehr gut. Vergiss den Brief, den du eigentlich Hidehira zukommen lassen solltest. Halte dich aber bereit, ein paar andere Schriften an entfernte Freunde meinerseits überbringen zu lassen. Meine Pläne haben sich geändert und ich werde Unterstützung brauchen. Ich habe nicht länger vor, vor den hohen Herren dieses Landes zu kriechen, um ein Gut zu verbreiten, auf das das Reich der Füchse nicht den Alleinanspruch hat.“

Es vergingen Wochen, ehe die ersten Briefe, die noch an diesem schicksalhaften Abend verfasst wurden, empfangen wurden. Noch mehr Wochen vergingen, ehe die ersten Antworten beim alten Herren eintrafen und schließlich war es eine Sache von Monaten, ehe diejenigen, die er mit den Schriften zusammengerufen hatte, sich gemeinsam mit ihm am Ufer des Gewässers, das die umliegende Bevölkerung liebevoll als Spiegelsee bezeichnete, versammelt hatten. Weitere Wochen der Planung waren diesem Ereignis vorausgegangen und als nun schließlich alles im Begriff war, seinen Platz einzunehmen, machte sich ein zufriedenes Gefühl in der Brust des Alten breit. Die respektable Gruppe, die er um sich versammelt hatte, bestand nur aus denjenigen, denen er dieses Projekt zutraute und nicht wenige von ihnen hatten sich schließlich auch als Förderer seiner Sache angeboten. Die besten Steinmagier des Kontinents waren gemeinsam mit einigen Wasserarkanisten versammelt und assistierten ihm bei seinem Vorhaben. Ein Teil der Steinmagier war bereits an der Errichtung der Stadt Hohenheim, einer Vogelstadt, die unter schwersten Bedingungen fast schon in den Berg gebaut worden war, beteiligt gewesen und damit wahre Meister ihres Faches. Selbst sie hatten das Vorhaben als vollkommen verrückt bezeichnet, hatten sich jedoch der Bitte eines alten Freundes und den Aussichten, die der Erfolg dieses Vorhabens bot, nicht entziehen können.

Nun schritt der Organisator auf die kleine Gruppe zu, sah sich unter den zwanzig Anwesenden um und richtete einige letzte Worte an die entschlossen wirkenden Vögel, die das Vorhaben Wirklichkeit werden lassen würden. „Nun meine Freunde, ich kann mich nicht genug dafür bedanken, dass ihr euch auf meine Bitte hin hier versammelt habt. Ihr alle wisst, welche Folgen all das vielleicht hat und ich bin mir sicher, dass niemand von euch die lange Reise in Kauf genommen hätte, wenn er nicht vollkommen von dem, was wir tun, überzeugt wäre. Es ist nun allerdings auf der Zeit, die Worte auf später zu verschieben. Auf einen Zeitpunkt, wenn unser Plan Realität geworden ist und wir diesen Umstand feiern können.“

Der Plan im Wesentlichen bestand aus einem unmöglich erscheinenden Akt der Verschiebung massiven Erdbodens vom Seegrund und der Verdichtung der Unmengen an Sand, die sich auf diesem befanden. Die versammelten Wassermagier sollten in diesem Szenario dafür sorgen, dass der Zugang der Erdmagier zum Seegrund nicht durch störende Massen von Seewasser behindert wurde und das etwaig überschüssige Wassermassen nicht über die Ufer treten würden, sondern anderweitig Verwendung fanden.. Der Fuchs, der Kopf des Plans war, würde in diesem Szenario nun den kraftaufreibendsten Platz einnehmen und die verschobenen Landmassen, für die seine Mitstreiter sorgten, neu formen. Zwar waren die Füchse auf dem Kontinent weit öfter als meisterhafte Illusionisten bekannt, jedoch bildete Togashi selbst eine Ausnahme von diesem Bild. Allein der Kraftakt, zu dem er im Folgenden im Stande war, bekräftigte seine Stellung als stärkster bekannter Elementmagier der Geschichte. Energien flossen und schließlich erfüllte das unverwechselbare Knistern von Magie die Luft, als die ersten Wassermassen, deren irritierte Bewohner nicht viel von Umsiedlung hielten, Raum für Neues machten und der Erdboden zu Erzittern begann. Sand verdichtete sich zu hartem Gestein, während der Erdboden sich scheinbar aus dem Nichts erhob und schließlich in die Form gepresst wurde, die der Weise ihm aufzwang. In diesem Szenario war er der arkane Siegelring, der die Welt nach seinen Wünschen formte. Zunächst waren es nur einzelne Felsnadeln, die ihren Weg auf Ebene des Seeufers fanden, doch schließlich stieg immer mehr Erdboden auf, um eines Tages das Fundament eines wissenschaftlichen Tempels zu werden. Auf Togashis Stirn bildeten sich die ersten Schweißperlen, als der neu gewonnene Boden schließlich ausreichte, um darauf theoretisch eine kleine Hütte zu errichten. Er spürte seine Arme nicht mehr, als der Platz für eine kleine Weide reichte und als sein Werk sich schließlich seiner Vollendung näherte, waren es allein Zacharias Arme, die den alten Fuchs noch aufrecht hielten. Seine Mitstreiter selbst waren selbst kaum noch in der Lage, sich auf den Beinen zu halten, als der vom Alter gezeichnete schlussendlich den flehenden Bitten seiner Gebrechen nachgab und scheinbar leblos in Gestalt eines zerrupft wirkenden Fuchses in sich zusammensackte. Hechtende Schritte derer, die zu solchen noch in der Lage waren, überbrückten binnen kürzester Zeit Distanz, um das Schlimmste zu verhindern, so dass die Erde noch ein weiteres Mal erbebt. Bereits nach kurzen Momenten der Panik sollte sich jedoch herausstellen, dass der Alte zumindest körperlich unversehrt war. Was er geschaffen hatte, war nichts Geringeres als das Fundament der einmal größten magischen Akademie des Kontinents, an der er selbst noch über Jahre sein Wissen weitergeben sollte. Der Preis, den er für die Erfüllung dieses Wunsches jedoch zahlte, sollte ihn tief treffen.

„Es war dieser Tag, an dem Togashi Kyūyuki die Fähigkeit, Magie zu wirken, komplett verlieren sollte.“ Ein Raunen verlief durch die Menge der versammelten

Neuankömmlinge, die der Geschichte bis zu diesem Punkt überraschend gespannt gelauscht hatte. Der Respekt, der die Augen der Vögel, Füchse, Wölfe und Katzen in diesem Moment erfüllte, war für Hilda unbezahlbar. Sie liebte es, diese Geschichte zu erzählen, wenn es vielleicht auch der einzige Teil dieser Beschäftigung war, der sie mit diesem Maß an Freude erfüllte. Dass in diesem Fall jede der Gruppen, natürlich mit kleinen Ausnahmen, gleich reagierte, zeigte ihr, dass die Welt gewissermaßen noch funktionierte. Dass diejenigen, die diese Universität besuchen wollten, auch dafür geeignet waren, das Vermächtnis zu tragen, das auf ihren Schultern wog. Ein aufrichtiges Lächeln schmückte die Züge Eule und wurde mit ihren Worten im Wind davongetragen. „Das Wissen, das er noch weitergab und in Form von Schriften hinterließ, wurde durch Helfer festgehalten und schließlich auch in Worten, die alle Rassen verstanden, an die kommenden Studenten weitergegeben. Das Vorhaben an sich wurde im Übrigen von den Großen des Landes mit erwartet wenig Begeisterung aufgenommen. Einzig und allein, dass der größte Teil der Schülerschaft zu diesen Zeiten aus Füchsen bestand, ließ sie das Ergebnis aller Bemühungen überhaupt billigen. Heute sind nur noch Kernteile des Gebäudes aus restaurierten Stücken des alten Baus gefertigt. Das meiste hat sich erst im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und auch die Stadt Jingzi ist erst nach und nach um das neue Gebiet entstanden. Wie Sie wissen war neuer Platz so notwendig, dass sich Bauten der Stadt teils unter der Oberfläche des Sees befinden.“ Schließlich wandte Hilda das Wort an den Kater, der diese Geschichte überhaupt provoziert hatte. „Reicht Ihnen das als Grund, um ein Denkmal errichten zu lassen, Herr Corneyl?“ Die Frage der Professorin wurde von einem Nicken beantwortet. „Auf jeden Fall.“ Mit zufriedener Miene und einer einladenden Geste führte sie die Gruppe nach diesen abschließenden Worten schließlich in den Eingangsbereich der Universität. „Dann folgen Sie mir bitte wieder alle. In den Räumlichkeiten unserer Einrichtung gibt es noch viel mehr zu sehen.“

Kapitel 3: Der erste Phönix - Teil 1 [Funken und Flamme]

Der Kontinent Rerutia kennt unzählige Legenden und Mysterien, die zu großen Teilen bis heute nicht einwandfrei geklärt werden können. Mit die größten Fragen der bekannten Welt dürfte allerdings der Phönix, Herrscher der Vögel und damit eine der mächtigsten Personen der bekannten Welt, aufwerfen. Forscher und Historiker versuchen sich bereits seit Generationen und Jahrhunderten daran, den Ursprung der Kraft und Tradition, die das Vogelreich Averugal noch bis heute bestimmt, zu ergründen. Noch sollte kein Versuch mit Erfolg gesegnet sein. Bis heute ist darum nicht einwandfrei geklärt, wieso gerade dieser eine Vogel dazu in der Lage ist, die Magie des Feuers und der Heilung zu wirken und, was grundsätzlich noch erstaunlicher ist, diese Kräfte durch seine Asche auch über den Tod hinaus an einen gewählten Nachfolger weiterzugeben. Manche behaupten, dass Wesen, deren Ursprung dem der Sternendrachen Lekashir und Rhydwyn gleicht, für die Kräfte des Phönix' verantwortlich sind. Andere wiederum sind der Meinung, dass die Kräfte des Herrschers eine einzigartige magisch-biologische Anomalie darstellen, die grundsätzlich jeder Möglichkeit der Erklärung entbehrt. Vor allem Berichte über den ersten Phönix, diejenige Person, die diese Macht in die Welt getragen hat, gleichen häufig mehr überzeugungsgetriebenen Fabeln als historisch korrekten Berichten. Die wahre Geschichte hat sich im Laufe der Zeit immer enger mit Verfälschungen und Übertreibungen verwoben und so ist nicht vollkommen klar, zu welchem Zeitpunkt der erste Phönix auftauchte und wer diese Person überhaupt war. Sicher ist nur, dass das, was passiert ist, zu einer Zeit geschah, in der das Vogelreich nicht das Reich war, das wir heute kennen. Kleine, einzelne Gemeinden verteilten sich zu dieser Zeit weitläufig über das Land, das zu diesem Zeitpunkt weder ein Kastensystem, noch eine allgemeine Regierung kannte, noch ein ganzes Jahrtausend, bevor die Drachenkriege den Kontinent erschüttern sollten. Was sich zu dieser Zeit wirklich zutrug, weiß vermutlich nur der erste Phönix selbst.

Die Sonne brannte heiß über der kleinen Berggemeinde Südquell. Die Tauben des ansässigen, kleinen Klosters gingen ihren Studien nach, der Hammer des ansässigen Schmiedes krachte, zwar langsamer als sonst aber dennoch unermüdlich, immer wieder mit metallischem Klirren auf etwas, das einmal ein Hufeisen sein sollte und die Landwirte der kleinen Höfe mühten sich unter den Strahlen des unbarmherzigen Himmelskörpers ab. Sanftmütiger Alltag verkehrte in der kleinen Gemeinde, die, bis auf einige nicht zu vermeidende Hitzschläge oder Erschöpfungsfälle, um die die Tauben sich kümmern würden, keine Unannehmlichkeiten fürchtete. Sogar der ungewöhnlich gut ausgebaute Krankenflügel des Konvents war an diesem Tag ungewöhnlich wenig gefragt und ruhig. Grundsätzlich erfreute es die Ordensschwester, dass die Gemeinde für den Moment unter einem guten Stern zu stehen schien. Der Boden war durch die nahe Quelle fruchtbar und reiche Ernten bedeuteten, dass auch ihr Boden guten Ertrag brachte und die Bewohner des Dorfes sich vielleicht spendabler zeigten als es sonst der Fall war. Trotz der rosigen Aussichten herrschte jedoch getrübe Stimmung im Büro der Priorin. Die älteste Schwester, die von den anderen nur als ehrwürdige Mutter Fontesse bezeichnet wurde, grübelte in gar nicht alltäglichen Gedanken, während sie die Spendenlisten der vergangenen Monate durchsah. Alte, braune Augen wanderten Zeile um Zeile über

die ungewöhnlich mager ausgefallenen Gaben an das Kloster und auch die Zahl der Verletzten und Kranken hatte sich in letzter Zeit überraschend in Grenzen gehalten. Was ein gutes Zeichen für die Gemeinde war, musste für den kleinen Konvent nicht unbedingt etwas Gutes bedeuten.

Ihre Mittel würden so nicht mehr lang ausreichen, um sich neben dem Anbau ihrer eigenen Versorgung auch noch um die Versorgung der Kranken und Verletzten zu kümmern. Dieser Umstand würde den Orden langfristig vor zwei wesentliche Probleme stellen. Zum Einen war das Versorgen der Versorgungswürdigen ein Dienst, den die Bewohner des Klosters aus ihrer Überzeugung, ihrem Glauben heraus leisteten und ohne den sich ihr Glaube seiner halben Grundlage entzog. Die Studien zur Überwindung sonst tödlich verlaufender Krankheiten und der heilsamen Kraft bestimmter Substanzen, die sie aus dem Glauben geboren tätigten, würden so ebenfalls abnehmen müssen. Das andere Problem war der grundsätzliche Einfluss des Ordens. Wenn die Leute das Gefühl hatten, sich nicht mehr an die Schwestern wenden zu müssen, würden sie immer mehr an Wichtigkeit verlieren, bis ihr Wort und auch ihre Überzeugungen schließlich in den Schatten verblasen würden. Lösungen für dieses Problem waren nicht in Sicht. Zwar würden auch in den nächsten Tagen immer wieder vereinzelte Bittsteller an die Pforten ihrer Hallen klopfen, jedoch würde vermutlich niemand von ihnen die Art von Ereignissen ins Rollen bringen, die den Dorfbewohnern die Macht und Kräfte der Ordensschwestern wieder ins Gedächtnis rufen würde. Voller Unmut runzelte die ehrwürdige Taube ihre ohnehin schon faltige Stirn, während sie geistig über Lösungsansätze sinnierte und ein stummes Gebet ausschickte, um das Leben vielleicht dazu zu bewegen, in geordneten Bahnen zurück zu verlaufen. Ihre Augen schlossen sich, müde von den Tagen, die hinter ihnen lagen und für einen Moment die Ruhe des massiven Steinbauwerks genießend, ehe die meditative Ruhe in ihren Hallen durch ungewöhnlichen Lärm aus den Fugen gerissen wurde.

Hektisch klackende Schritte, begleitet von Lauten, die wohl Bestürzung ausdrückten, näherten sich über die Hallen des benachbarten Flurs, und stoppten schließlich vor ihrer Tür. Diese sollte nur einen Sekundenbruchteil später aufgerissen werden, um einer jungen und aufgebrachten niederen Ordensschwester Einlass zu gewähren. Das weiße Haar der Frau schwebte zerzaust im trüben Licht des Raumes, während der skeptische Blick der Älteren geduldig auf ihr ruhte, versuchte, ihre Absichten zu lesen. Die schweißnasse, schwarz-weiße Ordenstracht der Schwester, die sie als Schwester Kaarna erkannte, klebte dreckverschmiert an ihren Knöcheln und hatte ihr den Weg zur Priorin sicher nicht leichter gemacht. Viel Lesen sollte nicht nötig sein.

„Ehrwürdige Mutter Fontesse, es hat einen Brand gegeben! Am Rande des Dorfes hat ein Strohdach in der Hitze Feuer gefangen und noch ist nicht klar, ob die Flammen auf benachbarte Hütten übergreifen. Die ganze Hütte steht in Flammen. Bis jetzt wurde nur ein Baby geborgen. Es wird gerade mit Verbrennungen in den Krankenflügel eingewiesen. Ob es zu viel Rauch eingeatmet hat, wissen wir noch nicht aber es sieht nicht gut aus. Wir sollten uns auf mehr Verletzte einstellen.“ Die Schwester, die noch nicht lang im Kloster lebte, war mindestens so aufgewühlt wie der Staub, der gut sichtbar im Raum schwebte, und so sollte es für die oberste Schwester kein Leichtes sein, den wesentlichen Inhalt ihrer Erzählung zu erfassen. Nach kurzen Sekunden des Schweigens hatte sie die Informationen allerdings geordnet und erhob sich mit festem Schritt von ihrem Studiertisch. „Schwester Kaarna, Sie können sich entfernen. Ich werde selbst nach dem Kind sehen. Es wäre wohl das Beste, wenn Sie sich mit einer erfahreneren Schwester direkt zum Ort des Geschehens begeben. Sollte es

weitere Verletzte geben, werden sie den Transport hierher in ihrem Zustand vielleicht nicht überstehen. Sie sollten sich um die Versorgung vor Ort kümmern.“ Eine knappe Verbeugung und ein gehetzte Bestätigung ihres Auftrages waren das letzte, was die Ordensälteste von der davonhuschenden Jüngerin sah, ehe sie selbst ihre Studierstube verließ, um sich in Richtung des Krankenflügels zu begeben.

Einige Jahre später, um eine ähnliche Zeit, zu einem ähnlichen Tag im Jahr, kletterte ein vor wenigen Monaten acht Jahre alt gewordenes Mädchen an einem der Kirschbäume der Gartenanlage des Klosters hinauf. Das Mädchen trug heute den Namen Sarah Dochain und hatte am Tag des Brandes beide Eltern verloren. Fast hatte sie selbst bei diesem tragischen Unfall auch ihr Leben hinter sich gelassen. Die Verbrennungen, mit denen die Priorin sie im Krankenflügel vorfand, waren zwar überraschend milde, hätten ein Kind dieses Alters jedoch unter normalen Umständen getötet. Zudem hatte sich laut Diagnose der ältesten Schwester selbst der Rauch in ihrer Lunge festgesetzt und das Leben aus dem kleinen Leib gepresst. Die Schwestern nahmen an diesem Tag all die begrenzten Möglichkeiten wahr, die ihnen zur Verfügung standen. Das Kind allerdings war zu schwach für komplexere Behandlungen und so hatten die Anwesenden schnell alle Hoffnung verloren, wollten dem Kind jedoch wenigstens einen friedlichen Tod ermöglichen und bereiteten die Totenwache vor. Hustend, Schwitzend und mit einem rasenden, kleinen Herzen hatte der Säugling in dem vorbereiteten Bett gelegen und über Stunden auf sein Schicksal gewartet. Doch nichts war passiert. Als die Schwestern am nächsten Morgen nach dem Kind, das die ganze Nacht über nicht aufgehört hatte zu husten, sahen, fanden sie ein kleines Wunder vor.

Die kleine Waise war kerngesund, zeigte keine Anzeichen von Verbrennungen mehr. Nicht einmal mehr Narben waren von den hässlichen Verletzungen geblieben, die sich wie von Zauberhand über Nacht geschlossen hatten. Priorin Fontesse war umgehend informiert worden, konnte sich auf das mysteriöse Geschehnis allerdings ebenso wenig einen Reim machen wie der Rest der Anwesenden. Solche Selbstheilungskräfte hatte sie bislang noch nie gesehen und auch wenn sie noch nie jemanden, der kein Vogel war, versorgt hatte, war sie sich sicher, dass Selbstheilung solchen Ausmaßes etwas Einzigartiges war. Der Vorfall bewog sie dazu, das Kind aufzunehmen und im Orden aufziehen zu lassen. Schwester Kaarna sollte sich ab diesem Tag als Ersatzmutter für das Kind einsetzen und dafür sorgen, dass es ihr an nichts mangelte. Tatsächlich war das Kind seit dem Tag, an dem es in das Kloster gekommen war, nicht ein einziges Mal krank geworden. Jedes Anzeichen von Unwohlsein und jede kleinere Verletzung, die es sich zugezogen hatte, verschwand innerhalb kürzester Zeit so kommentarlos, dass dieses Verhalten unter Beobachtung gestellt wurde. Als eine Wunde, die Sarah sich beim Klettern in den Bäumen zugezogen hatte, schließlich eines Tages vor den Augen Schwester Kaarnas augenblicklich verheilte, erreichten die seltsamen Vorfälle ihren Höhepunkt und die Ordensschwestern beschlossen, das Kind zur Rede zu stellen.

Die Besprechung des Sachverhalts fiel wenig überraschend kurz aus. Das Kind reagierte vollkommen überrumpelt und fragte nur überrascht, ob das nicht etwas sei, das jeder tun könnte. Ob die Schwestern nicht auch die Energie in sich pulsieren fühlen und die Reparaturen an verletzten Körperstellen selbst vornehmen könnten. Neugier flackerte in den alten Augen der ehrwürdigen Mutter auf. Ob Sarah auch Krankheiten auf diese Art auslöschen könnte, fragte sie. Das Kind bejahte, sagte, dass es alle bösartigen Teile der Krankheit mit einem Mal aus ihrem Körper verbannte, sagte sogar, dass sie schon einmal eine Maus, die sich in der Speisekammer des

Konvents in einer Falle verfangen hatte, geheilt habe. Mehr musste Priorin Fontesse nicht hören, um zu wissen, dass die Chance ihres Ordens gekommen war. Es folgten Beratungen unter den wichtigsten Schwestern, sorgfältige Planungen und Gespräche, die schließlich zu einem Schluss kamen, der der Ziehmutter des kleinen Rotkehlchens nicht behagte. Der Befehl an alle Ordensschwwestern war jedoch klar und entbehrte jeden Widerspruchs. Es galt, das Kind unter dem Einfluss des Ordens und innerhalb des Klosters zu halten. Nicht nur würden sie alle von Sarahs Fähigkeiten lernen können, wenn sie erst vermochte, ihr höheres Wissen über die Funktionen des Körpers auszudrücken und festzuhalten, sie war auch die Verkörperung aller Dinge, an die der Kult glaubte. Das Leben pulsierte in diesem Kind so stark, dass es seine heilenden Kräfte auch an Anderen wirksam machen konnte und so war sie als Symbol aller Ziele des Ordens zu betrachten. Nicht zuletzt die Dorfbewohner würde dieser Umstand wieder an die Macht des Klosters erinnern. Sarah wurde im Alter von nicht einmal fünf Jahren zu einer Heiligen. Ihr Leben im goldenen Käfig sollte fortan beginnen.

Das rotblonde Haar der Achtjährigen, das bei ihrer ersten Ankunft im Kloster noch angesengt und stumpf gewesen war, leuchtete nun im Licht der Mittagssonne. Blätter des Baumes, auf dem sie gerade entlang kletterte, warfen verspielte Schatten auf die begeisterten Züge des Kindes. Die höchsten Äste bargen immer die Kirschen, die die Strahlen der Sonne am meisten mit Süße gesegnet hatten und so war es ihr Ziel, diese zu erreichen. Sarah hatte die Schwestern im Herbst oft dabei beobachtet, wie sie die am höchsten gelegenen Früchte in tierischer Gestalt ernteten oder zumindest ihre Flügel in menschlicher Gestalt zu Hilfe nahmen. Sie beneidete die Tauben, die wie schwerelos um den Baum schwebten oder sich vom Wind tragen ließen. Fliegen war zumindest in ihrer Vorstellung ein wunderschönes Gefühl und nicht selten träumte sie davon, sich auf ihren eigenen, noch recht bescheidenen Schwingen vom Wind davontragen zu lassen und die Welt außerhalb der Berge zu erkunden. Einer der Bauern im Dorf hatte ihr von riesigen Wasserflächen und Wäldern erzählt, als sie mit Schwester Kaarna auszog, um seine Kuh von einer seltsamen Lungenerkrankung zu heilen.

Auch wenn sie eigentlich aus anderem Grund bei dem Mann waren, hatte sie jedes Wort förmlich von seinen Lippen gesogen und noch den ganzen Nachmittag gefragt, ob sie nicht irgendwann losziehen könnten, um den Rest des Reiches zu sehen. Bereits von Anfang an wurden ihre Bitten von höchster Instanz abgeschmettert. Es war einfach bedauernswert, dass das Fliegen ihr von der Priorin in aller Deutlichkeit verboten worden war. Von einigen unbeholfenen Versuchen hatte das alles sie nicht abhalten können und so waren schließlich weitere Maßnahmen ergriffen worden. Ihre Ziehmutter, die Sarah nur mit ihrem Vornamen, Tanja, oder mit „Mutter“ ansprach, wurde schließlich dazu angewiesen, das Gefieder ihres Zöglings in regelmäßigen Abständen zu beschneiden, um ihr so selbst die theoretische Möglichkeit des Fliegens zu nehmen. Bei ihrem letzten Flugversuch war sie immerhin fast von einer Böe über die Mauern des Konvents getragen worden. Der Gedanke an die erzwungenen Anpassungen ihres Federkleids ließen das Mädchen selbst in der Hitze der Mittagssonne in Kälte erschauern. Es grauste Sarah schon jetzt vor dem nächsten Mal, wenn Tanja sich ihr mit einer Schere näherte, und wenn sie sich nicht irrte, konnte es bis dahin nicht mehr lang sein. Beim letzten Mal hatte das kleine Mädchen sich eine geschlagene Woche geweigert, auch nur ein Wort mit der hilflosen Schwester zu wechseln, die nur das tat, was man von ihr verlangte, weil sie weder das Kloster noch das Kind verlieren wollte.

Bedenken an allem begannen in Sarah zu keimen, während das Kind älter wurde und schließlich sein zwölftes Lebensjahr erreichte. Hatte sie früher noch das Leben innerhalb des Klosters als normal und selbstverständlich gesehen, begann sie nun mit jedem weiteren Ausflug ins Dorf mehr an dem zu zweifeln, was für sie jahrelang trainierter Alltag geworden war. Kinder hüpften in Grüppchen über die Wege, spielten Fangen wechselnd in tierischer und menschlicher Gestalt oder halfen ihren Familien auf den Feldern. Sie hatte immer allein oder mit ihrer Mutter gespielt. Feste wurden veranstaltet. Feste, auf denen es bunte Lichter, Musik, Tanz und besonderes Festtagsessen zu sehen gab. So viele Eindrücke, die das Kind in mehr als zehn Jahren auf der Welt nie gesehen hatte. Einmal hatte eine der Schwestern ihr einen kandierten Apfel von einem der Feste mitgebracht. Die Eindrücke, die dieser eine Apfel aufgesogen haben musste, der verboten-zuckrige Geschmack der Vergnügungen, die die Schwestern ihr vorenthielten, all das faszinierte Sarah zutiefst. Noch nachdem sie das Stück andächtig in ihrem Zimmer verspeist hatte, bewahrte sie den Spieß, der den Apfel tragbar gemacht hatte, unter ihren persönlichen Schätzen in einem kleinen Kästchen auf.

Trotzdem ließen all die Fragen die junge Vogeldame nicht los und nagten an ihr, riefen die alten Träume vom Fliegen wieder wach und raubten ihr den Schlaf. Als Tanja eines Tages einmal mehr mit ihr in ihr Zimmer trat, die Schere schon tatbereit gezückt, traute Sarah sich, wenigstens ein paar der Fragen einmal laut auszusprechen. Die Stimme der Vogeldame versuchte fest zu sein, zitterte aber hörbar, während sie ihre Zweifel an den Entscheidungen der Priorin endlich laut machte. „Mama... Warum darf ich nicht mit den anderen Kindern spielen? Ich weiß, dass die älteren Schwestern es zu gefährlich finden aber den anderen Kindern passiert doch auch nichts. Und selbst wenn mir etwas passiert, kann ich mich doch darum kümmern. Ich könnte mich sogar um die anderen Kinder kümmern.“ Hoffnung flackerte in den Augen des Kindes, während das Gesicht der Mutter sich in tiefe Schatten legte. Ihr Herz schien mit einem Mal bleiern zu werden und ihre Lungen wollten den Dienst für einen Moment verweigern. Schließlich schloss sie die Augen, rief sich vor Augen, welche Dinge die Priorin ihr gesagt hatte, wie sehr sie ihr widerstrebten. Es dauerte einen Moment aber widerwillig sprach sie sie trotzdem aus. „Sarah... Schatz... Was wenn du dich verirrst? Oder wenn die Kinder nicht nett zu dir sind? Wir können gern den ganzen Tag spielen, wenn das dein Wunsch ist. Natürlich erst, wenn deine Lektionen abgeschlossen sind.“ Selbst die Zwölfjährige witterte die konstruierte Natur der Begründung. Für einen Moment spürte sie kindliche Wut in sich aufflackern. Wut darüber, dass man sich ihr gegenüber nicht einmal genötigt sah, eine wahre und vernünftige Antwort auf ihre Fragen zu geben.

Deutlich entschlossener verließen die nächsten Worte ihre Lippen. „Ach ja? Und was ist mit dem Fliegen? Die anderen Kinder fliegen den ganzen Tag. Selbst die anderen Schwestern fliegen oft. Es sieht kein bisschen gefährlich aus. Ihr müsstet mir doch nur beibringen, wie man richtig fliegt.“ Stärkeres Unbehagen machte sich in den Augen ihrer Ziehmutter breit. Tanja wandte den Blick ab. „Versteh doch, dass es nicht geht. Du könntest verloren gehen oder abstürzen.“ Die Züge des Kindes verhärteten sich zunehmend. „Du weißt genau, dass das nicht stimmt. Vermutlich willst du mir noch erzählen, dass ich mich auf einem der Feste an einer gerösteten Kastanie zu Tode verbrennen könnte.“ Die Wut, die zu Beginn nur ein flackerndes Lichtlein gewesen war, begann immer mehr in ihr zu lodern. Ein flehender Unterton ergriff von Tanjas Stimme Besitz. „Versteh doch bitte, Sarah. Wer soll sich um diese Leute kümmern, wenn doch etwas passiert? Wer sollte ihnen helfen?“ Tröstend schritt die Taube, die

im Licht des sterbenden Tages so unendlich viel älter aussah als sie es war, auf ihren Zögling zu. Dieser zeigte deutliche Zweifel, Spuren von Reue. Ihre Mutter hatte recht. Niemand konnte diesen Leuten so helfen, wie es ihr möglich war. Waren ihre eigenen Wünsche wirklich mehr wert als diese Tatsache? Als die Sicherheit, die sie diesen Dorfbewohnern gab? Die Wut lockerte sich und wich für einen Moment massiver Verwirrung und Überforderung. Schweigen erfüllte den Raum. Tanja überbrückte mehr Raum zwischen ihnen, kniete sich, noch immer die Schere haltend, vor ihre Tochter. „Siehst du? Und jetzt lass mich bitte deine Federn stützen. Du weißt doch, dass es nicht wehtut.“ Der tröstende Blick der Schwester traf auf den emotional geladenen des Kindes.

Tränen traten in Sarahs Augen. Sie versuchte gar nicht erst, sie zu verstehen! Wut füllte den kleinen Körper erneut und füllte ihn mit Kraft. Kraft, die dieser Körper dazu nutzte, mehr Abstand aufzubauen. „Nein. Ich will das nicht.“ Die gleiche zittrige Entschlossenheit, mit der sie das Gespräch begonnen hatte, erfüllte ihre Worte. Auch die Ältere wirkte zunehmend instabiler. „Sarah bitte... Du weißt, dass es sein muss.“ Wieder schritt sie näher. Das Kind versuchte weiter, den Abstand aufrecht zu erhalten, bis schließlich eine kalte Wand in ihrem Rücken das Ende ihrer Flucht markierte. Erste Tränen kullerten über ihre Wangen und kollidierten lautlos mit dem kalten, steinernen Boden. Das Unvermeidliche kam auf sie zu und mit jedem Zentimeter mehr, der zwischen beiden schwand, spannte Sarah sich mehr an. Wut, Angst und der Wunsch nach Freiheit brodelten in ihr, bis sie schließlich in einem deutlich sichtbaren Leuchten aus ihr hervorbrachen. „Ich habe nein gesagt!“ Flammen züngelten scheinbar ohne Quelle um das Kind herum, versengten die Hand der Frau, die ihre Rechte noch eben nach ihr ausgestreckt hatte.

Entgeistert und mit rasenden Herzen sahen sich beide Anwesende in die Augen, während noch mehr Tränen ihren Weg fanden. Mit schmerzverzerrtem Gesicht blickte Tanja noch immer vollkommen überrumpelt auf ihre Hand. Auch Sarah war vollkommen überwältigt und vor allem von Angst erfüllt. Sie hatte ihre Mutter nie verletzen wollen. Hektisch schritt sie auf sie zu, versuchte das, was sie angerichtet hatte, wieder zu heilen. „Oh nein, es tut mir leid... Das wollte ich nicht... Wie habe ich...? Ich kann das wieder gut machen! Bitte...“ Doch ihre Worte bewirkten nichts. Weiterhin besah Tanja ihre Hand, sah auch zur Schere, die mit einem metallischen Klirren zu Boden gegangen war und sah schließlich ihrer Tochter in die Augen. Unendlich langsam erhob sie sich und sah zu der Kleineren, ehe sie die Schere wieder aufhob und sich zum Gehen wandte. „Es ist schon gut, mir ist nichts passiert. Wir... werden das Stützen wohl heute einmal ausfallen lassen. Ich muss mit der Priorin reden.“ Die emotionale Aufgewühltheit war noch nicht ganz von der Älteren abgefallen. „Bitte Sarah... Bleib so lange hier. Und mach dir nicht zu viele Sorgen. Mir ist wirklich nichts passiert.“ Keine weiteren Worte fielen, während Tanja den Raum verließ und ihre Tochter vorerst allein zurückließ. An diesem Abend hatte sie zum ersten Mal ein Gefühl gespürt, das die Priorin über die nächsten Jahre in ihr schüren würde.

Die Angst vor sich selbst sollte es sein, die Sarah für lange Zeit für die Befehle des Ordens fügsam machen würde. Die erste Zeit war in dieser Hinsicht recht einfach. Der Schock über die Verletzung ihrer Ziehmutter saß noch so tief, dass es ein Leichtes war, dem Kind einzureden, dass dessen Fähigkeiten gefährlich und schlecht waren. Was würden die Dorfbewohner tun, wenn sie davon erführen? Sicher würden sie sie nicht mehr wie eine Heilige behandeln, sondern in Angst leben. Sie würden sie für ein Monster halten. Deswegen durfte das junge Mädchen seine Kräfte auch nie benutzen.

So sagte es ihr zumindest die Priorin. Die Narbe an der Hand ihrer Ziehmutter sollte Sarah immer wieder daran erinnern, was passierte, wenn sie sich nicht im Griff hatte. Bat sie die Priorin darum, auf Reisen gehen zu dürfen, argumentierte sie ab diesem Zeitpunkt nicht nur damit, dass es für Sarah zu gefährlich sei, sondern auch, dass sie alle Anderen in Gefahr brachte, wenn sie allein war und sich nicht im Griff hatte. Ihre Wut konnte im schlimmsten Fall sicherlich Wälder, wenn nicht ganze Dörfer niederbrennen. Sarah akzeptierte diese Gründe für lange Zeit, lebte mit der Angst vor sich selbst. Es sollte lang dauern, bis dieser Umstand sich ändern sollte.

Als das Mädchen schließlich kein Mädchen mehr, sondern eine Frau, die ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, geworden war, begannen seltsame Ereignisse im Dorf überhand zu nehmen. Die Bewohner begannen, sich ihr gegenüber zunehmend seltsam zu verhalten und auch die Priorin verließ den Konvent immer häufiger für Treffen, deren Grund sie den anderen Schwestern noch nicht offenbaren wollte. Allgemein verdüsterte die Stimmung der kleinen Gemeinde sich spürbar. Mit jedem Besuch, den Sarah mit ihrer Ziehmutter im Dorf abhielt, stieg die Zahl der fast schon boshaften Blicke der Dorfbewohner. Irgendwann erhielt sie von der Priorin die Order, die Bittsteller nicht mehr zu besuchen, sondern im Kloster zu empfangen. Mit Schrecken sah sie zu, wie sie förmlich auf einen Thron gewuchtet wurde, sah sich außer Stande zu handeln. Es dauerte nicht lang, um zu erkennen, was geschehen war und was geschehen war, erfüllte die junge Frau mit Wut. Eines Abends schließlich, nachdem der letzte Bittsteller verschwunden war, verließ Sarah voller Entschlossenheit die Empfangshalle des Konvents, um geradewegs in Richtung des Zimmers der Priorin zu stapfen. Wütende Schritte näherten sich der Tür ebenso laut wie das gehetzte Klackern, das vor mehr als zwanzig Jahren Sarahs Ankunft verkündet hatte. Ebenso ohne Anklopfen und Zögern schwang die hölzerne Pforte auf und störte nun eine weitaus zufriedener Ordensälteste. Mit skeptischem Blick begutachtete die Jüngere ihr Gegenüber. Die Priorin hatte sich offenbar ein neues Paar Schuhe zugelegt.

Mit weiterhin brennender Entschlossenheit schritt Sarah geradewegs auf den Studiertisch der ehrwürdigen Mutter zu und donnerte beide Handflächen geräuschvoll auf die edel gearbeitete Tischplatte. „Könnt Ihr mir verraten, was all das zu bedeuten hat, ehrwürdige Mutter? Die Leute kommen in Angst hierher, reden von Abgaben und neuen Gesetzen, an die jeder sich zu halten habe. Ist es das, was Ihr unter Hilfe versteht? Haltet Ihr es wirklich für nötig, die Leute durch mich unter Druck zu setzen?“ Die Wut in der Stimme der jungen Frau füllte den ganzen Raum mit angespanntem Knistern, das die Ältere jedoch in keinsten Weise beeindruckte. Mit angemessener Empörung reagierte sie auf den ihr gelieferten Auftritt. „Könnt Ihr mir verraten, was das hier zu bedeuten hat, Schwester Dochain?“ Ein tiefes Atmen unterbrach ihre Worte. „Es ist mir zwar unbekannt, seit wann ich Euch zu Rechenschaft über meine Entscheidungen verpflichtet bin, allerdings kann ich Eure Bedenken gern zerstreuen, wenn Euer Temperament dadurch etwas gezügelt wird. Wir haben mit dem Vorsteher des Dorfes verhandelt. In letzter Zeit sind immer mehr neue Schwestern zu uns gestoßen. Die Mittel, die die Dorfbewohner für unsere Dienste zur Verfügung stellen, reichen einfach nicht mehr aus. Außerdem sparen wir wertvolle Zeit ein, wenn die Bittsteller hier empfangen werden. Ich denke, Ihr werdet diese Maßnahme verstehen.“ Nicht sichtlich besänftigt durchbohrte Sarah Mutter Fontesse mit ihrem Blick. „Ihr erwartet doch nicht, dass ich das glaube. Die Art und Weise, wie die Dorfbewohner mit mir umgehen hat sicherlich nichts mit gesteigerten Kosten zu tun. Ihr setzt diese Leute bewusst unter Druck. Zum Kuckuck nochmal,

vermutlich droht ihr Ihnen sogar damit, dass ich das Dorf niederbrenne, wenn sie sich nicht beugen!“ Schwere Vorwürfe verdichteten die Luft im Raum und veranlassten die Priorin zu einer emotionaleren Reaktion als zuvor. „Noch wissen die Leute in Südquell nichts von unserem kleinen Geheimnis aber was glaubt Ihr, wie schnell Sie Euch von Eurem Thron stürzen werden, wenn es erst einmal soweit ist, Schwester Dochain? Wäre ich an Eurer Stelle, würde ich den Bogen nicht überspannen.“ Deutlich spürbare Schärfe lag in den Worten der obersten Schwester und egal wie sehr Sarah sich das Gegenteil wünschte, sie konnte für den Moment nichts an den herrschenden Zuständen ausrichten. Wutentbrannt wandte sie sich zum Gehen, während erste Funken aus ihren Fingerspitzen stoben. „Wir werden sehen, wer von uns den Bogen zuerst überspannt.“

Die Erkenntnis, dass alles, was Mutter Fontesse Sarah in ihrem Leben gesagt hatte, auf Lügen basierte, war eine schwer zu verdauende. Sie war sich schon früh der Tatsache bewusst geworden, dass der Orden sie im Kloster festhielt, wenn sie auch bis vor Kurzem geglaubt hatte, dass es zum Besten aller war. Nun war sie sich todsicher, dass die Zweifel, die schon über Jahre gekeimt waren, berechtigt waren. Tatsächlich würde es für die Bewohner Südquells sogar nur noch schlimmer werden, wenn sie den Ort nicht verließ. Und deswegen hatte sie nun genau das vor. Sarah hatte noch nie zuvor eine Flucht geplant aber da die Nonnen ihr weder besonders kampferfahren noch gewaltbereit erschienen, dürften diese schon einmal kein Problem darstellen. Der nötige Schlüssel zu allem lag schließlich in ihr. Wollte sie wirklich darüber nachdenken, das Kloster zu verlassen, musste sie vorher ihre Feuermagie zumindest so weit beherrschen, dass sie sie bewusst einsetzen und kanalisieren konnte. So vergingen unzählige Abende, an denen sie versuchte auch ohne starke Gefühle das Feuer in sich zu nutzen. Anfangs waren diese Versuche noch von Zögerlichkeit und Angst vor eventuellen Schäden geprägt, doch je mehr sie sich darüber klar wurde, dass ihre Fähigkeiten niemanden verletzen mussten und es auch nicht würden, wenn sie erst einmal mit ihnen umgehen konnte, desto weniger Probleme traten ihr beim Nutzen ihrer Magie entgegen. In den ersten Wochen erzeugte sie nur kleine Flammen, mit der Zeit jedoch eignete sie sich auch kompliziertere Techniken an, zu denen sie das Flackern der Lichter auf den immer seltener gewordenen Dorffesten inspirierten. Auch wenn die Tage dieser Zeit von Unmut und dem Gefühl, die Gemeinde auszubeuten, geprägt waren, brachte die Gewissheit, dass sie all das bald beenden konnte, eine gewisse Genugtuung mit sich. Mit jedem Tag, der verging, wuchs die Ungeduld in ihr weiter und als endlich der Zeitpunkt kam, zu dem sie spürte, dass das Stutzen ihres Gefieders bald wieder nötig sein würde, war endlich der Zeitpunkt gekommen, Südquell hinter sich zu lassen.

Der Tag, der schließlich alles veränderte, war ein typischer Spätsommertag in Südquell. Während die Bauern damit beschäftigt waren, ihren Geschäften nachzugehen, hatte Sarah gerade damit geendet, die täglichen Bittsteller zu empfangen und ihre Probleme unter ihren allgegenwärtigen finsternen Blicken zu lösen. Ein paar der Dörfler waren trotz der veränderten Lage unverändert freundlich zu ihr und auch wenn sie wusste, dass ihr Verschwinden für alle das Beste sein würde, sah sie ein wenig wehmütig auf den Ort zurück, der nun zwanzig Jahre ihr zu Hause gewesen war. Nur das Kloster, ihr Gefängnis, würde sie sicherlich nicht vermissen. Wie jeden Abend kehrte sie schließlich, nachdem die letzten Bittsteller sie verlassen hatten, in ihre Kammer zurück und wartete. Schlafen würde sie in dieser Nacht ohnehin nicht. Lieber prüfte sie noch einmal, ob alles, was sie für ihren Aufbruch zusammengesucht hatte, bereit war. Viel wollte sie nicht mitnehmen. Aus ihrer Decke

und dem begrenzten Proviant hatte sie, gemeinsam mit der wenigen Kleidung, die sie besaß, ein Bündel geschnürt. Auch die Kiste mit ihren Schätzen befand sich in dem Bündel. Vermutlich würden der Speiß, ein paar lustige Nüsse und glänzende Steine ihr nicht das Leben retten, jedoch wollte sie einfach nichts zurücklassen, was ihr über die Jahre so sehr ans Herz gewachsen war.

Als Sarah sich sicher war, dass die anderen Ordensschwwestern tief schliefen, näherte sie sich der verschlossenen Holzpforte und verband ihre Atemwege mit einem Tuch. Starke Rauchentwicklung war bei dem, was sie vorhatte leider nicht auszuschließen und auch wenn sie eine Rauchvergiftung recht leicht heilen konnte, wollte sie ihre Kraft nicht verschwenden. Das Aufbrechen der Tür würde schon genug an ihren Reserven zehren. Konzentriert näherte sie sich der Tür, brannte sich mit Hilfe ihrer Kräfte durch das trockene, verarbeitete Holz, gab erst nach, als der Schließmechanismus geräuschvoll zu Boden ging und die Pforte sich öffnete. Inwieweit das Geräusch die Schwestern aufscheuchen würde, war ihr nicht klar, jedoch war sie nicht bereit, ein weiteres Risiko einzugehen und sputete sich. Immer mehr Raum bildete sich zwischen ihr und der Tür des Zimmers, das die letzten zwanzig Jahre über ihr zu Hause gewesen war. Mit jedem Schritt spürte sie, wie ihr Puls mehr zu rasen und ihre Magie zu pulsieren begann. Die Freiheit lag in Griffweite und endlich war sie dazu in der Lage, sie mit eigenen Händen zu erfassen. In dieser Nacht huschte eine dunkle Gestalt aus dem Konvent, verließ über Feldwege das Dorf und verschwand schließlich in den Wäldern des Gebirges. Sarah sollte in Südquell nie wieder gesehen werden. Während die junge Frau mit einem breiten Grinsen und euphorisch triumphierendem Lachen nicht mehr aufhören konnte, weiter zu laufen, schimmerte ein makellos weißer Umschlag in dem Raum, der sie gefangen gehalten hatte, im Mondlicht. Kunstvoll geschwungene Buchstaben formten die Worte „An Tanja“.

Kapitel 4: Der erste Phönix - Teil 2 [Rauch und Asche]

Jammervolle Schreie hallten durch eine zugige Hütte in einem kleinen Tal des Vogelreichs. Mehrere Männer hielten den alten Mann fest, der gerade auf der Platte eines massiv hölzernen Arbeitstisches vor sich hin zuckte, während der Regen rhythmisch auf das strohgedeckte Dach der Hütte prasselte und manchmal sogar seinen Weg ins Hütteninnere fand. Konzentriert umfasste Sarah den Arm, den sie heilte mit eisernem Griff. Normalerweise waren die meisten ihrer Behandlungen nicht mit Schmerzen verbunden. Die Bürger ihres Reiches schienen allerdings nicht auf das Gefühl rasch zusammenwachsender Knochen vorbereitet zu sein und reagierten allesamt gleich. In solchen Momenten war die junge Frau fast schon froh darum, dass sie jahrelang Erfahrung an den Bewohnern Südquells hatte sammeln dürfen. Ein falsches Zucken, eine falsche Bewegung des Knochens, der gerade zusammenwuchs, und das Ganze würde furchtbar schiefgehen. Vielleicht würde das Gebilde falsch zusammenwachsen, vielleicht aber sogar Schlimmeres.

Erste Schweißperlen rannen über die in Anstrengung verzogene Stirn der Frau, als sie schließlich vom Arm ihres Patienten abließ und den Anderen mit einem Wink bedeutete, ihn ebenfalls loszulassen. Der alte Mann hatte sich beim Arbeiten auf dem Feld den Arm gebrochen, als sich einer der Zugochsen erschrocken und losgerissen hatte. Nun lag der Mann, der vielleicht Ende fünfzig war, keuchend auf dem Tisch und lies seinen Blick mit erkennbarer Benommenheit durch den Raum schweifen.

Unsicher wandte sich der Sohn des Patienten, ein gerade so erwachsener Girlitz, der die Behandlung des Vaters mit einigem Unbehagen beobachtet hatte, an Sarah. „Und jetzt ist alles gut? Der Arm ist wieder beweglich und gesund?“ Die Skepsis, die den Ton des Blondes tränkte, war kaum zu überhören. Seine Reaktion war vollkommen normal, nichts was sie in den letzten Monaten nicht schon gesehen hätte. Mit der Zeit hatte sie sich daran gewöhnt. „Natürlich. Sein Körper hat sich noch nicht an den geheilten Knochen gewöhnt, also wird er noch einen Moment Schmerzen haben. Bis heute Abend sollten seine Beschwerden allerdings verschwinden. Ist irgendetwas anders als ich es versprochen habe, könnt Ihr Euch bis morgen bei mir melden und Ihr bekommt meine Bezahlung natürlich zurück. Ich werde das Dorf im Morgengrauen verlassen, beeilt Euch in dem Fall also lieber.“ Auf eine Warnung davor, sie nicht zu betrügen, verzichtete sie in diesem Fall. Die Familie wirkte harmlos und froh darüber, dass die Verletzung des alten Mannes Geschichte zu sein schien. Mit einem Nicken an alle Anwesenden packte sie die alte Angel, die ihr Lohn sein sollte, verließ den beengenden Raum und trat ins Freie.

Seit ihrer Flucht aus Südquell war Einiges geschehen. Am Anfang hatte die Angst sie geplagt. Was würde geschehen, wenn die Tauben nach ihr suchen ließen? Was wenn sie zu viele Spuren hinterließ? Tage der ziellosen Wanderschaft hatte es gebraucht, um sie schließlich davon zu überzeugen, dass sie endlich weit genug vom Ort ihres Martyriums entfernt war, um nicht mehr dieses stechende Gefühl der Angst spüren zu müssen. Das euphorische Gefühl von Freiheit, das sie dazu getrieben hatte, die ganze Nacht ihrer Flucht hindurch zu laufen, war zurückgekehrt und die Gewissheit, dass ihr Leben nach zwanzig Jahren endlich beginnen würde, gab ihr neue Energie. Ihre Vorräte würde ein flüchtiges Gefühl aber nicht auffüllen. Die Kenntnisse über die Pflanzen des Gebirges, die die Nonnen mit ihr geteilt hatten, waren anfangs dafür verantwortlich, dass die junge Frau nicht verhungerte. Das Finden brauchbarer

Wasserquellen gestaltete sich für sie schon eher als Problem. Als sie schließlich einen Platz an einem kleinen See fand, der ihr Nahrung, Schutz und Wasser bot, entschloss Sarah sich dazu, vorerst dort zu bleiben. Entschlossen riss sie die Insignien des Klosters von ihrer Kleidung und warf sie noch am selben Abend in die Flammen ihres Lagerfeuers.

Die Vorübergehende Sesshaftigkeit sollte dem Rotkehlchen viele neue Erfahrungen bescheren. Endlich konnte sie sich die Zeit nehmen, die Verletzungen zu heilen, die sie sich während ihrer ungestümen Flucht zugezogen hatte. Besonders der Sonnenbrand, den das Wandern auf ungeschützten, sonnenbeschienenen Hängen ihr beschert hatte, kostete sie einige Zeit. Er sollte nicht der letzte bleiben, den sie auf ihrer Reise erlitt. Auch hatte Sarah endlich die Zeit und Sicherheit, um ihre Flügel zum ersten Mal richtig ihrem Nutzen zukommen zu lassen. Während ihrer Wanderschaften in Südquell hatte sie oft gesehen, wie junge Vögel auf Bäume geklettert waren, um von den höheren Ästen aus in Vogelgestalt ihre Flügel zu trainieren. Ab diesen Tagen tat sie es ihnen gleich, stürzte sich immer wieder wagemutig flatternd von den Bäumen, kam mal mehr, mal weniger elegant auf dem Boden auf. Verschiedenste Blessuren verschiedenster Gefährlichkeit waren die Trophäen, die jene Tage nach sich zogen. Abends sorgte sie jedoch dafür, dass niemand sie je zu Gesicht bekommen würde. Tage vergingen, sie lernte, mit den dürftigen Mitteln, die sie hatte, stümperhaft zu fischen. Sie sprengte die Ketten, die die Nonnen ihr über Jahre angelegt hatten, ließ die vegetarische Erziehung, die sie genossen hatte, zurück und machte schließlich auch in ihren Flugübungen erste Fortschritte. Endlich schaffte sie es, die über die Jahre steif gewordenen Gliedmaßen dazu zu bringen, sie wenigstens von einem Baum zum Anderen zu tragen. Die Sprünge nach diesem Fortschritt sollten immer größer werden und als sie nach einiger Zeit endlich beschloss, ihr Lager zu verlassen und weiterzuziehen, war der Sommer den ersten Regengüssen des Herbstes gewichen.

So schön der Wald auch gewesen war, ihr war klar, dass es sie nicht weiterbringen würde, nur diesen einen See zu kennen. Sarah wollte das Land bereisen, endlich wieder ein Ziel haben. Also begann sie, durch die Dörfer des Reichs zu ziehen und ihre Kräfte wieder für Andere zu nutzen. Anfangs stellte sich dieses Vorhaben als schwieriger heraus als sie es gedacht hätte. Irgendwie musste sie sich selbst versorgen, wenn sie unterwegs war und so wie in ihrem vorübergehenden Lager, war das nun nicht mehr möglich. Besondere handwerkliche Talente oder Waren hatte sie nicht anzubieten und so blieb ihr nur die Magie, die sie in den letzten Wochen nur genutzt hatte, um sich selbst zu heilen und nachts zu wärmen. Erst unter den Umständen, nicht unbegrenzten Zugang zu Ruhe, Nahrung und Wasser zu haben, hatte sie bemerkt, wie anstrengend der exzessive Gebrauch ihrer Kräfte unter Umständen sein konnte. Außerdem war ihr anfangs nicht wohl dabei, wieder das zu tun, was die Priorin jahrelang mit den Dorfbewohnern getan hatte. Die Not brachte sie aber schließlich dazu, über ihren Schatten zu springen, als sie das nächste Dorf erreichte und potentielle Patienten vorfand.

Sarah begann wieder, Fremde zu heilen, bekam dafür von diesen Dingen, die sie auf ihren Reisen gebrauchen konnte. Mal überließ man ihr ein Bett für die Nacht oder eine Mahlzeit. Bei anderen Gelegenheiten erhielt sie alte Töpfe, winterfeste Kleidung, Unterricht im Häuten von Wild und kleinen Tieren, Decken, die niemand mehr wollte, stumpf gewordene Jagdmesser, das Schleifen vorher erwähnter Jagdmesser, Seile und in jedem Dorf wieder die Information, wo sie die nächste Gemeinde fand. Anfangs stellte sie sich noch unbeholfen an, wurde unsicher, wenn jemand behauptete, dass die Behandlung nicht angeschlagen hatte. Ein paar Male war sie sogar gewaltsam

vertrieben worden. Mit der Zeit hatte sie jedoch begriffen, den Leuten Dinge vorzumachen, angebliche Medizin zu verordnen, weil sie mit ihrer Art von Magie scheinbar nicht zurechtkamen, und sie so zufriedenzustellen. Die Bewohner der Dörfer schienen es einfacher zu finden, dass ein Tee für ihre Heilung verantwortlich war, als dass die Krankheit einfach durch Magie verschwand. Eine ganze Weile reiste sie so durch die Gegend, legte sich in vielerlei Hinsicht ein dickeres Fell zu, lernte, die Sprache zu sprechen, die die Leute verstanden, nahm an örtlichen Festen teil, hörte Lieder von Sternen, die aus dem Himmel fallen und Legenden, die von den anderen Rassen berichteten. Endlich hatte sie mit jedem neuen Tag das Gefühl, das ihr Leben ihr gehörte und niemand sie aufhalten konnte. Sarah war zum ersten Mal für den Moment wunschlos glücklich.

Erleichterung stellte sich ein, als das Rotkehlchen die Hütte ihres Letzten Patienten verlassen hatte. Seit den Vorfällen in Südquell hatte Sarah ein gewisses Unbehagen in geschlossenen Räumen entwickelt. Ihr war bewusst, dass niemand sie einsperren wollte oder zumindest niemand mehr das schaffen würde. Vorher würde sie die Hütte eigenhändig niederbrennen. Trotzdem konnte sie sich nicht gegen das schlechte Gefühl wehren, das jedes Mal wieder aus den Schatten kroch, wenn sich in einem Gebäude eine Tür hinter ihr schloss. Mit vorgehaltener Hand sah sie zum Himmel, während sie schwerfällig ihr Gepäck schulterte. Der Tag neigte sich langsam seinem Ende zu und wenn sie am nächsten Tag aufbrechen wollte, musste sie schnell herausfinden, wie sie zu ihrem nächsten Ziel kommen würde. Das Dorf, in dem sie sich befand, hatte ungewöhnlicherweise ein kleines Gasthaus vorzuweisen. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass Gasthäuser oft Quell verschiedenster Informationen und Geschichten waren und so musste sie nicht zweimal überlegen, an welchen Ort sie sich wenden sollte. Geschwind lenkte sie ihre Schritte in entsprechende Richtung, um zu verhindern, dass sie oder ihre Vorräte bald komplett vom Regen getränkt sein würden. In einer kleinen Gemeinde wie Waldfels, einem Dorf, das aus Holzfällern, Schreibern und einigen wenigen Bauern und Viehzüchtern bestand, dauerte es nicht lang, bis sie das mehrstöckig aufragende Gebäude fand und mit einem unangenehmen Kribbeln im Bauch den warmen Schankraum mit ins Gesicht gezogener Kapuze betrat.

Wenig überraschend war dieser aufgrund der Wetterverhältnisse, die selbst einen eingefleischten Fischer ins Haus getrieben hätten, stark belebt. Ein kühles Bier oder einfacher Dorfklatz bildeten normalerweise das Zentrum des Geschehens ließen Fremdlinge recht schnell auffallen. Jetzt aber scharte sich ein respektabler Teil der Dorfbewohner um einen Mann mittleren Alters, dessen sonnengegerbte Haut im Licht der flackernden Kerzen leicht ölig schimmerte. Als sie einen der Dorfbewohner fragte, was das Ganze zu bedeuten habe, erfuhr sie, dass der Mann wohl ein ehemaliger Bewohner von Waldfels war, der vor Jahren ausgezogen war, um sein Glück anderswo zu suchen. Mit schwungvoller Stimme und ausholenden Bewegungen deutete der Erzähler auf eine der scheinbar zahlreichen Narben, die seinen Körper zierten, und erzählte. „...Und dann sind wir in einen Sturm geraten! Die Götter hatten sich gegen uns verschworen, das Schiff hat geschaukelt wie ein Ast in der Flut und die Männer sind allesamt in Panik geraten. Die Leben unserer Männer und all die Schätze, die wir von der Spechtinsel mitgebracht haben, standen auf dem Spiel und dann ist auch noch ein Blitz in den Mast eingeschlagen! Donner und Wellen haben um die Wette gebrüllt, sich darum gestritten, wer uns schließlich das Leben aushauchen lassen darf.“ Die Geschichte ging weiter, erzählte davon, wie die Männer zusammengearbeitet hatten und mit allem Glück den Sturm besiegt hatten. Wie sie den Mast gelöscht hatten und

wie der Seefahrer sich die Narbe an seinem Handgelenk zugezogen hatte.

Die Geschichte ließ Sarah von Anfang an aufhorchen. Erinnerungen an den Bauern, der ihr vom Meer erzählt hatte, kamen auf. Er selbst hatte den Ozean wohl nur aus Geschichten gekannt. Wenn sie aber diesem Vogel Glauben schenkte, war er selbst dort gewesen, hatte das große Wasser sogar befahren und Welten entdeckt, die sie sich in ihren kühnsten Träumen nicht hatte ausmalen können. Vielleicht war das der Weg, ihren Traum vom Meer zu erfüllen. Eine Weile noch lauschte sie den vielen Erzählungen des Mannes, bis die Massen sich lichteten, ab und an sogar etwas Geld als Austausch für die Geschichten hinterließen. Schließlich trat Sarah entschlossenen Schrittes zum Redner, sah unter der Kapuze zu dem Mann auf, der sie um ein gutes Stück überragte. „Sie. Ihre Geschichten über das Meer. Sind sie wahr?“ Einen Moment lang sah der Größere sie perplex an, versuchte unter die Schatten ihrer Kapuze zu blicken und antwortete schließlich mit einem sonnengegerbten Lächeln. „Ja klar, Kleine, was glaubst du denn? Willst du noch ein paar Geschichten hören? Oder interessierst du dich mehr für mich? Und lass doch das Sie sein, ich bin doch nicht mein Vater. Nenn mich einfach Bert.“

Ein weiteres kerniges Lachen unterstützte seine Worte. Auf gewisse Weise erhellte es ihren Tag, wieder einmal jemanden zu sehen, der das Leben mit solch scheinbar grenzenlosem Optimismus anpackte. Ein Lächeln, das der Fremde nicht sah, schlich sich unter der Kapuze auf ihre Züge. „Nein die Geschichten interessieren mich leider weniger. Ich wollte dich nur fragen, wie ich von hier aus zum Meer komme.“ Noch immer hochofrenut kratzte Bert sich geräuschvoll am Kinn. „Hast wegen meiner Geschichten wohl Seeluft geschnuppert, was? Hast Glück, dass der alte Bert quasi ein lebender Kompass ist. Die Richtung kann ich dir geben, siehste auch selbst, wenn du nah genug dran bist. Wenn du 'n Stück Papier hast, kann ich dir sogar 'ne kleine Karte malen. Pass aber auf. Der große Teich ist nichts für Zimperliche.“ Sarah war hellhörig geworden, spürte ihr Herz vor Aufregung flattern und zog so schnell ein klammes Blatt Papier und eine Schreibfeder aus ihrem Bündel, dass der Andere fast an dem zweifelte, was seine Augen sahen. „Hab keine Angst um mich. Zeig mir einfach den Weg. Ich werde mich schon nicht kopfüber hineinstürzen, wenn ich da bin.“ Mit Vorfreude und pochendem Herzen beobachtete sie, wie die wuchtigen Hände des Seefahrers schwungvoll ganze Landstriche auf das vergilbte Papier brachten, lauschte seinen Ausführungen über verschiedene Routen, Dörfer, Gefahren auf dem Weg und kleinen Reisetricks des Älteren. Aufgeregt spürte sie, wie die Flügel, die in ihrer menschlichen Gestalt verborgen blieben, kribbelten und am liebsten sofort aufbrechen wollten. Endlich würde sie nicht mehr einfach so durch die Welt wandern. Endlich hatte Sarah wieder ein Ziel.

Weitere Wochen der Reise, die ihrem bisherigen Weg stark ähnelten, vergingen, bis die junge Frau schließlich glaubte, einen salzigen Ton in der Luft wahrzunehmen. Die Tage waren allmählich kälter geworden, während die Stürme des Herbstes sich in ersten Hagel verwandelten und sie zwangen, sich in die Winterkleidung zu hüllen, die sie in einem der Dörfer bekommen hatte. Die Nächte unterwegs wurden nichtsdestotrotz rauer, die Schäden an Sarahs Ausrüstung häuften sich und langsam spürte die junge Frau, wie die Früchte, die sie fand, rar wurden und dass sie sich immer mehr auf die Jagd verlassen musste. Immer mehr wichen ihre Kräfte, sie verbrachte Nacht um Nacht an immer weiter schrumpfenden Lagerfeuern, bis ihr schließlich eine Begegnung Hoffnung machte. An einem besonders kalten Tag kreuzte ein reisender Händler ihren Weg, sagte ihr, dass das nächste Dorf nicht mehr weit sei. Sarah bedankte sich bei dem Fremden und fasste in diesem Moment den Entschluss, die

Nacht durchzuwandern, um endlich am Ziel ihrer Reise anzukommen. Das Salz in der Luft und die Aussicht auf ein warmes Bett gaben der Frau die nötige Kraft, um selbst nach Einbruch der Dunkelheit mit einer provisorischen Fackel über die Ebenen in die beschriebene Richtung zu ziehen. Je weiter sie jedoch kam, desto rauer wurden die Winde und desto stärker schien auch der Schneefall zu werden. Als sie schließlich ein kleines Waldstück erreichte, schien das Unwetter sich zu einem wahren Sturm zusammenzuziehen.

Schneidende Winde löschten ihre Fackel und trieben kalte Luft unter ihre durchnässte Kleidung. Zitternde Schritte stapften immer und immer wieder, langsamer werdend durch den höher werdenden Schnee. Fluchend versuchte Sarah, die Fackel neu zu entzünden, scheiterte und hüllte stattdessen ihre Hände in Flammen, um gegen das Auskühlen durch Frost und Wind anzukämpfen. Eine Weile hielt die Flamme, doch ihr geschundener Körper schaffte es nicht, die Magie lang stabil zu halten. Das kleine flackernde Licht, das ihre letzte Hoffnung gewesen war, verflüchtigte sich und ließ sie allein zurück. Entschlossen und voller Wut, presste die Frau ihre Kiefer knirschend aufeinander. War sie wirklich so weit gekommen, um jetzt jämmerlich zu erfrieren? Sie wollte es nicht glauben, doch das Gefühl ihrer immer steifer werdenden, schmerzenden Glieder erzählte eine andere Geschichte. Ein wütender Schrei, fast nicht mehr als der eines Tieres hallte durch den Wald. „Verdammt!“ Funken stoben. Sie setzte einen Fuß vor den Anderen. Mit letzter Kraft versuchte sie, erneut ein Feuer zu entzünden. Ein weiterer Schritt nach Vorn markierte eine tiefe Spur im Schnee. Flammensäulen stoben in den Himmel, verblassten bereits kurz nach ihrer Geburt und zeichneten die Frau, die so sehr am Leben hing, dass sie selbst jetzt nicht aufgeben wollte. Auch wenn es zu spät war, merkte sie nun, dass es eine dumme Idee gewesen war, die Nacht in unbekanntem Terrain durchzuwandern. Besonders bei diesen Wetterverhältnissen. Mehr Flammen rankten sich durch die kalte Winterluft, versengten einige Zweige naher Bäume. Nein. Nichts hätte sie vor diesem Sturm geschützt. Erneut setzte ein müder Fuß sich zögerlich vor den anderen. Erste Tränen rollten über die Wangen der Frau, die nun ernsthaft fürchtete, nicht zu überleben, spiegelten das Leuchten der auflodernden Flammen und gefroren schließlich kurz darauf. Ein letzter Schritt nach vorn wurde gemacht, ehe die Erschöpfung Sarah überwältigte. Das Rotkehlchen fiel, rollte sich im Schnee zusammen, während ein leichtes Glühen von ihr ausging und den Schnee von ihr fernzuhalten versuchte. Die Frau bewegte sich nicht mehr.

Das nächste, woran Sarah sich erinnerte, war das Gefühl unglaublicher Hitze. Wasser umwogte sie und brachte sie zum Aufschreien, während ihre Augen sich an das grelle Tageslicht gewöhnen mussten. Eine beruhigende männliche Stimme redete auf sie ein. „Du musst da durch. Du bist da draußen fast erfroren. Nur noch ein paar Momente. Hab Vertrauen.“ Mit zusammengebissenen Zähnen ertrug sie das Brennen, das heißes Wasser auf ihrer fast erfrorenen Haut erzeugte. Allmählich kehrte das Gefühl in ihre Gliedmaßen zurück und ließ sie aufatmen. Jetzt erst bemerkte sie, dass ihre Kleidung in nassen Fetzen an ihr klebte. Vermutlich war sie im Sturm an ihrer Haut festgefroren und hatte sich jetzt erst wieder von ihr gelöst. Mit fiebrigem Blick sah sie in die Augen des alten Mannes, der vor wenigen Momenten das Wort erhoben hatte. Das Alter hatte tiefe Falten in seinem Gesicht gezeichnet und das ergraute Haar fiel ihm in einzelnen Strähnen ins Gesicht. Braune, wissende Augen blickten sie voller Sorge an, ehe die Stimme, die alles zu wissen schien, sich wieder behutsam bemerkbar machte. „Spürst du es jetzt?“ Sarah antwortete mit einem schwachen Nicken. Sie hatte sich überschätzt und fühlte nun zum ersten Mal in ihrem Leben, wie

ihr Körper eigenständig mit Verletzungen kämpfte. Müde glitt ihr Blick durch das spärlich eingerichtete Zimmer außerhalb der dampfenden Holzwanne, in der sie sich befand. „Wo bin ich?“ Der Alte sah ihr in die Augen. „Du bist in Sar Skolt, einer Stadt an der Ostküste des Reiches. Hast du weitere Fragen?“ Geduldig und mit einem Blick, der ihr bedeutete, dass sie sich alle Zeit der Welt lassen sollte, wartete er auf ihre Antwort. Die Frau überlegte einen, während sich ihr vorher schwacher Puls vor Freude förmlich überschlug. Sie hatte es schließlich doch geschafft. Mit ungläubig geweiteten Augen erwiderte sie den geduldigen Blick des Unbekannten. „Aber wie bin ich hergekommen? Ich erinnere mich nur daran, dass ich mit meinen Sachen im Wald zusammengebrochen bin.“ Sie nahm ein langsames Nicken wahr. „Ja das bist du. Mein Sohn, Kjell, hat dich gefunden. Die Dörfler sind auf ein Leuchten im Wald aufmerksam geworden und er wollte nachsehen, was passiert ist. Da hat er dich mitten in einer Schneewehe gefunden. Erfrierend aber vom fallenden Schnee unberührt. Er hat dich hergebracht.“

Der Mann gab ihr einen Moment, um alles zu verarbeiten, ehe er selbst zu Fragen ansetzte. „Darf ich dafür auch erfahren, wer du bist? Es geschieht nicht oft, dass sich Reisende bei solchem Wetter allein in unsere Gegend verirren. Besonders nach dem Leuchten sind meine Leute unruhig geworden. Wir haben hier nicht viel mit... Magiern zu tun.“ Ein entschuldigendes Lächeln zierte die Züge des Alten, der jedoch auch einen Zug von Skepsis nicht verbergen konnte. Erneut schloss Sarah kurz die Augen, sammelte sich und erzählte die Geschichte, die sie in jedem Dorf erzählt hatte, wenn jemand hartnäckig genug gefragt hatte, wer sie war. „Mein Name ist Sarah. Meine Eltern hatten einen kleinen Hof im Süden des Landes. Nachdem meine Mutter krank geworden ist, bin ich fortgegangen. Ich wollte den Hof nicht übernehmen.“ Ein müdes Seufzen unterbrach ihren Vortrag. Trotz der riesigen Entfernung, die zwischen ihr und Südquell lag, fürchtete sie sich immer noch davor, mit dem Ort in Verbindung gebracht zu werden. „Das Leuchten dürfte von mir gekommen sein. Ich habe versucht, mich mit Feuermagie zu wärmen. Wie es aussieht, hat das nicht viel gebracht.“ Müde lächelte Sarah, ehe sie weitersprach. „Ich habe aber nicht vor, mit meiner Magie Ärger zu machen. Ich bin eine Heilerin und bin nun schon eine ganze Weile lang auf dem Weg zum Meer. Jetzt wo ich dort bin, will ich es mir ungern mit Euch und Eurer Gemeinde verscherzen.“ Der Alte wirkte erleichtert, sah kurz aus dem Fenster, bevor er sich wieder seinem Gast zuwandte. „Es beruhigt mich das zu hören.“ Schwerfällig erhob er sich von seinem Schemel. „Nun gut aber ich möchte dich nun nicht weiter belästigen. Du hast scheinbar eine harte Reise hinter dir und bist noch erschöpft. Wir haben Kleidung herausgesucht, die dir passen könnte. Ich werde sie jetzt auf diesen Hocker legen.“ Erst jetzt fiel Sarah das Bündel auf, dass schon die ganze Zeit über auf seinem Schoß geruht hatte. „Solltest du noch Hilfe benötigen, scheu dich nicht, mich oder meinen Sohn Kjell zu rufen. Wir helfen dir dann aus der Wanne heraus.“ Langsam Schritt ihr unbekannter Gastgeber auf die Tür des Raums zu, hielt noch einmal inne, bevor er den Raum schließlich endgültig verließ. „Ich habe ja ganz vergessen, mich vorzustellen. Mein Alter spielt mir wohl wieder einmal Streiche. Mein Name ist Linus Strom. Ich bin der Vorsteher des Dorfes Sar Skolt.“

Die nächste Zeit sollte für Sarah ruhig und erholsam werden. Schon der Grad ihrer Verletzungen, die bis zu inneren Schäden reichten, und ihre durch die magischen Entladungen geschwächten Kräfte, machten es ihr unmöglich, all ihre Blessuren auf einmal zu heilen. Sie schätzte die Zeit, die sie selbst mit Hilfe ihrer Kräfte zur Genesung brauchen würde, auf mehr als eine Woche ein. Gleich zu Beginn bot Linus ihr an, über die Zeit ihres Aufenthaltes bei ihm zu leben. Dankbar willigte sie ein,

unterstützte den Haushalt so sehr es ihr möglich war. Immer wieder geriet sie dabei in Angelegenheiten des Dorfes. Fischer, die unzufrieden zu sein schienen, Pläne für zukünftige Fahrten mit Schiffen und andere Dörfer, die Probleme machten. Noch dazu schien eine seltsame Krankheit umzugehen und die Bevölkerung zu plagen. Die Sache stimmte sie nachdenklich. Sicherlich wäre es ein guter Weg, sich für die Gastfreundschaft zu bedanken, wenn sie sich um die Kranken kümmerte. Allgemein gefiel ihr die Atmosphäre im Haushalt und im Dorf. Im Gegensatz zum Kloster beengten die Leute sie nicht, nahmen ihre Hilfe nicht für selbstverständlich, wenn sie im Moment auch nur Kleinigkeiten tun konnte. Alle behandelten sie freundlich aber eben nicht, weil sie sich etwas von ihr zu erhoffen schienen. Selbst Kjell, der Sohn des Hauses, nahm sie schnell auf, zeigte sich neugierig, weil er noch nie einen Vogel mit Feuermagie gesehen hatte. Oft fragte er sie nach Geschichten über ihre Reisen, während er sie mit Geschichten über das Meer versorgte. Als sie endlich wieder kräftig genug war, um das Haus sicher zu verlassen, begleitete er sie in Decken gehüllt zum Strand. Sie wollte endlich das sehen, wofür sie hergekommen war und als es schließlich soweit war, überwältigte sie die Schönheit des Anblicks, der sich ihr bot. Andächtige Gänsehaut breitete sich auf ihrem ganzen, noch geschwächten Körper aus, während erneut eine Träne ihren Weg über ihre Wange suchte. Sie war endlich hier. Und daran wollte sie nie wieder etwas ändern.

Die Nachricht, dass die Frau bei der kleinen Familie bleiben wollte, nahmen die beiden Männer des Hauses recht freudig auf. Auch wenn sie Sarah noch nicht lang kannten, hatten sie bei ihr ein gutes Gefühl, das sich mit der Zeit noch verstärken sollte. Auch das Dorf nahm die Neue recht offen auf, nachdem sie ihre Qualitäten im Heilen zunächst an sich und dann an den anderen Dorfbewohnern beweisen sollte. Sie hatte wieder einen Platz in der Welt und dieses Mal hatte sie ihn sich selbst geschaffen.

Etwa ein halbes Jahr nachdem sie für ihre vollständige Genesung gesorgt, sich um das Krankheitsproblem im Dorf gekümmert hatte, erreichte sie und das Haus des Dorfvorstehers eine schreckliche Nachricht. Das Jahr war mittlerweile auf dem besten Weg dahin, den Sommer aufblühen zu lassen, doch Linus schien es gar nicht gut zu gehen. Sarah untersuchte ihn, stellte allerdings kein Zeichen von Krankheit fest. Sie spekulierten, dass die ansteigende Hitze ihm vielleicht zu schaffen machte und hofften, dass viel Wasser und ordentliche Mahlzeiten das Problem schon richten würde. Sie hatten Unrecht und so verstarb Linus Strom im Alter von 86 Jahren im Schlaf. Der Tod des Dorfvorstehers traf sowohl den Haushalt als auch das Dorf schwer. Andere Fischerdörfer der Umgebung hörten zeitnah von der Sache, wollten ihren Vorteil aus dem Chaos, das durch das Ableben des Vorstehers entstanden war, ziehen. Zeit für Trauer blieb den Angehörigen keine. Bald schon erhoben die ersten umliegenden Gemeinden Ansprüche auf Fischereigebiete Sar Skolts. Verzweiflung machte sich breit, Unsicherheit erhob sich im Dorf und als die ersten Männer anderer Dörfer am Horizont sichtbar wurden, erreichte die Angst in der Gemeinde ihren Höhepunkt. Auch Sarah blieb davon nicht unberührt. Endlich hatte sie ihren Platz gefunden und nun sah es aus als sollte er ihr nach so kurzer Zeit wieder genommen werden. Notfallbesprechungen mit Kjell, der den vorübergehenden Vorsitz übernommen hatte, kamen zu keinem Ergebnis, doch als die Frau an die Geschichten, die sie auf ihren Reisen erzählt bekommen hatte, dachte, kam ihr ein Einfall, der immer mehr zu einem Plan wurde. Ein notdürftiger Beschluss wurde gefasst, eine Gesandtschaft geschickt. Die Bewohner wussten von Sarahs Feuermagie, wollten sie den anderen Dörfern in einer List als eine mächtige Fuchsmagierin verkaufen, die das Dorf um jeden Preis verteidigen würde. Schließlich war es allerdings erst eine

Darbietung der Kräfte selbst, die die herannahenden Fremden davon abhalten konnte, Verhandlungen mit Gewalt zu erzwingen und das Dorf auch in Zukunft nicht weiter zu bedrängen. Die Flammen, die in dieser Nacht den Himmel erhellten, hätten gereicht, um alle Wälder des Reiches in Aschewüsten zu verwandeln und doch kam niemand zu Schaden. Sarahs Leistung wurde gewürdigt. Sie übernahm von nun an gemeinsam mit Kjell den Vorsitz des Dorfes.

Zeit verstrich, es vergingen Jahre und die Zeit in Sar Skolt war schön. An keinem einzigen Tag bereute Sarah ihren Beschluss, war froh, dass die Dörfler sie schätzten, dass sie dieses Mal Einfluss hatte, ohne dass irgendjemand sie fürchtete. Auch wenn Linus Verlust nach wie vor durch seine unerwartete Natur schmerzte, war sie froh, etwas bewirkt zu haben, froh endlich eine eigene Existenz, ein eigenes Leben zu haben. Die zwanzig Jahre, die ihr genommen worden waren, fühlten sich im Vergleich klein an, wenn auch nach wie vor das Unbehagen in geschlossenen Räumen vorherrschte, das die meisten Dorfsitzungen dazu veranlasste, bei gutem Wetter in den Außenbereich verlagert zu werden. Sie investierte ihre Zeit fast vollends in das Dorf. Das Leben lachte Sarah entgegen, alles schien gut zu laufen, als sie zur Zeit ihres dreiunddreißigsten Lebensjahres eine Erkenntnis wie ein Schlag traf. *Etwas* war in ihrem Körper. Etwas, das sie töten würde.

Erst konnte sie es sich nicht erklären. Wieso hatte sie es nicht vorher gespürt? Wie war es dazu gekommen? Doch schließlich kam ihr die Erkenntnis, dass auch diese Fragen nichts bringen würde. Kjell versuchte so gut wie möglich, sie zu stützen, doch auch er konnte nichts an den Dingen ändern, die sie spürte aber nicht rechtzeitig gemerkt hatte. Geschwüre hatten sich in ihrem Körper gebildet, Tumore, die sich scheinbar mit der Zeit ausgebreitet hatte, sich immer weiter vergrößert haben mussten, bis die Schmerzen sie dazu gebracht hatten, sich selbst zu untersuchen. Zu spät, wie sich herausstellen sollte. Sarah war nur dazu in der Lage, alle Schadkörper auf einen Schlag zu vernichten. Würde sie die Geschwüre auf diese Art zerstören, würde es zu Schäden kommen, die sie mit ihren dann noch verfügbaren Kräften nicht mehr heilen können würde. Sie konnte nur vermuten, dass die unzähligen Heilungen, die sie in ihrem Leben an sich durchgeführt hatte, irgendwann schadhafte Körper hervorgebracht hatten. Innerlich fluchte sie. Würde sie nichts tun, wäre ihr Tod ebenfalls gewiss. Es gab keinen Weg, der an ihrem Tod vorbeiführte. Die Frau, die gerade erst begonnen hatte, ein Leben zu haben, fiel in ein tiefes Loch.

Verzweiflung wuchs und wuchs im jungen Rotkehlchen. Nichts gab auch nur einen Hinweis darauf, wie viel Zeit ihr noch blieb. Die Geschwüre breiteten sich nicht einmal in einer gleich bleibenden Geschwindigkeit aus. Sarah zog sich weiter aus dem Dorfleben zurück, überließ immer mehr Aufgaben Kjell. Einzig und allein die Heilungen an Anderen brachten sie dazu, den Garten ihres Hauses zu verlassen. Tag und Nacht rotierten ihre Gedanken um ihren unausweichlichen Tod. Fragen kreisten. Wieso sie? Wie hatte sie das verdient? Was sollte sie tun? Besonders die letzte Frage beschäftigte sie immer wieder. Bis sie schließlich eine Antwort fand. Die Erkenntnis traf sie mindestens so hart wie die, dass sie sterben würde. Wenn sie sterben würde, musste sie einfach nur verhindern, dass sie sterben konnte. Die Angst um ihr Leben, ihre Existenz trieb sie in eine vollkommen unmögliche Richtung. Das Leben pulsierte in ihr und dachte nicht daran, damit aufzuhören. Unsterblichkeit war der einzige Ausweg.

Die folgenden Monate zeigten Sarah in steigendem Optimismus. Manchen Dörflern machte der plötzliche Stimmungswechsel fast schon Angst. Niemand wusste von ihrer Krankheit, die sie sich selbst nicht so recht erklären konnte. Die Frau bat darum, ins

Haus gerufen zu werden, wenn absehbar, dass jemand starb. Es war egal, ob es sich um einen Alten handelte, der an Altersschwäche starb oder gar Vieh, das an natürlichen Umständen starb. Sie wollte verstehen, was in einem sterbenden Körper geschah, was sie ändern konnte, welcher Schalter permanent umgelegt werden musste, um ein Sterben zu verhindern. Sie beobachtete, führte Versuche an Sterbenden durch, notierte ihre Erkenntnisse hektisch. Es waren Dinge, die auf einer Ebene geschahen, die die meisten, erst recht die begrenzten Schwestern in Südquell nie verstehen würden. Die Dinge, die sie erforschte, fanden auf einer Ebene statt, die die meisten Lebewesen nicht einmal spürten. Wohin verflüchtigte sich Lebensenergie? Was geschah mit der magischen Quelle, die jedem innewohnte, die aber niemand außer ihr bewusst zu spüren schien? Welchen Zusammenhang gab es? Welchen Einfluss hatte die Art des Sterbens auf die Ergebnisse? Alles Fragen, auf die sie keine Antworten wusste, die sie aber dringend brauchte.

Je mehr Zeit verging, desto weniger blieb ihr. Sarah wurde klar, dass sie in diesem Tempo keinen Weg finden würde, begann nach immer mehr Strohhalmen zu greifen. Schließlich fiel sie einen Entschluss, der sie mindestens ebenso sehr schmerzte wie die Krankheit, die sie plagte. Waren nicht genügend Todesfälle da, lag das an ihrer Heilung. Sie erzählte den Bewohnern des Dorfes mit dunkel umrandeten Augen und dünner gewordenem Haar, dass ihr nicht mehr die Kraft blieb, sie zu heilen, dass sie mittlerweile zu schwach war, um noch Magie zu wirken. Sie belog diejenigen, die seit mehr als zehn Jahren ihr Leben waren und sie glaubten ihr und respektierten ihre Grenzen.

Als sie schließlich wirklich mit ihren Kräften am Ende war, wurde Sarah bewusst, dass auch die Opfer, die die Dörfler unwissend gebracht hatten, nichts ändern würden. Sie hatte Erkenntnisse gewonnen, die in wild verschnörkelter Schrift auf ihrem Schreibtisch verstreut waren, und sie hatten ihr nicht geholfen. Es blieb ihr nur noch ein Versuch, alles in Ordnung zu bringen. Sie wartete darauf, dass ihre Zeit gekommen war und versuchte, das Beste aus der verbleibenden Zeit zu machen. Ihre letzten Tage verbrachte sie am Meer, ließ den Sand durch ihre Finger rinnen und lauschte dem unnachgiebigen Rauschen der Wellen. Sie sah der brennenden Sommersonne zu, wartete in eine Decke gehüllt darauf, dass sie unterging und spürte, dass auch ihre eigene Zeit bald abgelaufen war. Kjell sah oft nach ihr. Sie bat ihn, bei ihr zu bleiben. Sagte ihm, dass es wohl soweit wäre. Und sie hatte recht.

Ihre letzten Momente waren begleitet vom Rauschen des Windes und des Meeres. Die Sonne leuchtete schwächer werdend auf der ungewöhnlich ruhigen Wasserfläche und ihre Augen wurden immer schwächer. Sie richtete vorsichtshalber ein paar letzte Worte an Kjell, bat ihn darum, an ihrer Stelle gut auf das Dorf zu achten und schloss schließlich die Augen. Auch wenn der Körper äußerlich ruhig schien, ereigneten im Inneren der nicht mehr ganz so jungen Frau magische Vorgänge unmöglichen Ausmaßes. Auch wenn ihr Körper zu vergehen begann, war ihr Geist noch scharf und sie spürte ihre Magie unverändert in sich pulsieren. Alles, was sie tun musste, war, den schwindenden Faden ihrer Lebensenergie mit der unendlich scheinenden magischen Energie zu verknüpfen, die schon ihr ganzes Leben lang in ihr rotierte. Sie spürte, wie etwas passierte, wie irgendetwas sich veränderte. Sie spürte, wie Energie sich verband und veränderte. Und schließlich spürte Sarah, wie sie dennoch starb.

An diesem Tag wurde am Strand der Grundstein für jeden Phönix der Geschichte des Vogelreiches gelegt. Auch wenn Sarah Dochain es nicht schaffte, ihr eigenes Leben, ihren Geist oder ihre Erinnerungen zu retten, so schaffte sie es doch, etwas Anderes zu

erhalten. Ihre Kräfte sollten ihren Körper überleben und durch die Verknüpfung, die sie geschaffen hatte, eine physische Form erhalten. In der Asche, in die ihr Leib sich auflöste, nachdem sie ihren letzten Atemzug getan hatte, steckte all die Magie, die sie schon zu Lebzeiten unwissend zu einer der stärksten Magierinnen des Kontinents gemacht hatte. So wie es später zur Tradition werden würde, dass die Asche von einem Herrscher zum Nächsten weitergegeben wird, übernahm Kjell, den Sarah explizit zu ihrem Vertreter erklärt hatte, damals diese Verantwortung. Die Magie, die für jeden Anderen als den ersten Phönix selbst überwältigend erschien. Sie führte dazu, dass die Haare der neuen Anwärter das selbe Rot annahmen, das schon Sarah gezeichnet hatte, und ihre tierische Gestalt in Flammen gehüllt wurde.

Kapitel 5: Geschichten aus Jingzi - Teil 1 [Nächtliche Studien]

Dunkelheit hatte sich bereits wie eine dichte Decke über die Stadt Jingzi ausgebreitet, als verschiedene Grüppchen sich von dem großen See entfernten, der sich an die Stadt schmiegte wie es sonst Eidechsen mit warmen Steinen zu tun pflegen. Gewirr aus Stimmen und warmes Gelächter erfüllten die um diese Zeit sonst ruhigen Gassen, die sich allesamt auf das Prunkstück der Stadt, die Kyuyuki-Universität, ausrichteten, deren höhere Bauten im fahlen Licht des Mondes glänzten. Auffallend viele der reisenden Gestalten schlugen die Richtung des auffälligen Gebäudes ein, so auch ein junger Mann, der den anderen Seebesuchern als Gilbert Cornneyl bekannt war. Während viele der anderen nächtlichen Wanderer keine Anzeichen tierischer Herkunft zeigten, gruben sich schwarze Katzenohren, die in der Dunkelheit fast nicht zu sehen waren, durch sein schwarzes und unordentlich zerzaustes Haar. Schon recht früh auf dem Heimweg hatte der Kater sich von den übrigen Studenten getrennt, ein Umstand der durch die verschiedenen Standorte der Wohnheime seiner Freunde bedingt war. Während die Meisten derer, die noch auf den Beinen waren, aus der magischen oder kreativen Fakultät kamen, war Gilbert selbst ein Student der Naturwissenschaften. Als Mitglied jenes Teils dieser Fakultät, der sich besonders mit Fauna und Flora des Kontinents und seiner Inseln auseinandersetzte, war er traditionell dem eher abgelegenen Haus Schwalbe zugeteilt worden. Allein um nur einen Teil des Weges mit den Freunden zu teilen, die mit ihm die letzten Stunden des Abends am See verbracht hatten, hatte er einen beträchtlichen Umweg in Kauf nehmen müssen.

Nun aber führte sein Weg endlich in heimische Gefilde. Noch immer zierte ein zufriedenes Lächeln die Züge des Nachzüglers, der die angenehmen Temperaturen der Nacht auf seiner kleinen nächtlichen Wanderschaft genoss. Die Umgebung, die Aussicht auf den See und auch die nach wie vor anhaltende Euphorie des Abends machten den eigentlich fast unangenehm langen Marsch vom Festgelände des Sees zum Wohnheim zu etwas fast Erholsamen. Der schnelle Sprung zwischen aufgeregteren Tätigkeiten und der strebsamen Ruhe der Gebäude der Lehranstalt ließen den jungen Kater normalerweise leicht aufgedreht zurück, doch als Gilbert an diesem Abend den Schlüssel im Schloss klicken hörte und auf den Flur des Hauses Schwalbe trat, hatte sich eine ungewöhnliche Ruhe in ihm eingestellt. Auch wenn er selbst hart arbeiten musste, um die Kosten des Studiums decken zu können und das Projekt, an dem er gerade mit einigen anderen Studenten gemeinsam unter der Aufsicht verschiedener Professoren arbeitete, keine großen Fortschritte zeigte, war das Leben in Jingzi doch gut. Der Mond schien über der spiegelnden Fläche des Dals sogar heller zu scheinen als er es über dem Sumpf, der sein Heimatdorf fast schon umringt hatte, der Fall gewesen war.

Außerdem hatte es etwas für sich, dass die Gesellschaft hier ein gutes Gespräch mehr schätzte als es in seinem kleinen Heimatdorf der Fall gewesen war. Dort hatte harte Arbeit als wichtigstes Gut gegolten. Wer seine Zeit mit dem Anfertigen von Naturstudien oder neckischen Gesprächen verbrachte, konnte nicht gleichzeitig auf dem Feld arbeiten oder Holz hacken. Zumindest waren das Ansichten, die große Teile seiner Familie vertreten hatten. Einzig und allein, dass Gilbert von seinen Ausflügen in den Sumpf immer wieder hilfreiche Pflanzen oder auch essbares Getier mitgebracht

hatte, hatte besonders den Zorn seines Vaters von seinem eigentümlichen Sprössling abgehalten. Als sich nach Jahren der Arbeit in den nicht ungefährlichen Gefilden des Sumpfgbietes schließlich die Möglichkeit ergab, mit einer äußerst sorgsam Arbeit über die Schleiersumpfkroete aus dem Provinzleben des Katzenreiches auszubrechen und mit einem Stipendium an der Lehranstalt in Jingzi einzukehren, hatte Gilbert nicht zwei Mal überlegen müssen. So schön die Arbeit im Sumpf auch an manchen Tagen gewesen war, die wenigen Begegnungen mit einer seltsamen Kräuterfrau konnten doch kein Vergleich mit der Aussicht auf eine große Menge gleichgesinnter und gebildeter Gesprächspartner, mit denen sich sicherlich auch der ein oder andere schöne Abend verbringen lassen würde. Diese Erwartung hatten seine nun bereits drei Jahre des Studiums in der Universitätsstadt glücklicherweise bestätigt.

Das Ende eines solchen Abends sollte nun das gedämpfte Geräusch einer sich hinter ihm schließenden Tür einläuten. Seinem Mitbewohner zuliebe hatte Gilbert in katzenhafter Manier mit mäßigem Erfolg versucht, die Tür der gemeinsamen kleinen Wohneinheit innerhalb des Wohnheims geräuschlos zu schließen. Der Wohnraum, den beide sich teilten, beengte sie zwar nicht allzu sehr, fiel jedoch mit wenigen Zimmern auch nicht großzügig aus und so fürchtete er, den Anderen noch über die Arbeitsstube hinweg zu wecken, wenn er keine entsprechende Vorsicht an den Tag legte. Sicherlich würden die benachbarten Studenten über Lärm um diese Zeit auch wenig Freude zeigen. Das letzte, was Gilbert sich wünschte, war es, unnötig den Zorn der biologisch orientierten Fakultät auf sich zu ziehen. Wer den ganzen Tag unter Anderem über verschiedenste giftige und sinnesverändernde Stoffe und die Funktionsweise des lebenden Körpers unterrichtet wurde, konnte in Sachen spontaner Racheaktionen mit wesentlich Schlimmerem als den einschläfernden Vorträgen, die in der philosophisch-ethisch-orientierten Fakultät Usus waren, aufwarten.

Entsprechend vorsichtig wagte Gilbert erste sanfte Schritte in sein Heim, um schließlich vom Anblick der Arbeitsstube überrascht zu werden. Einzelne Kerzen warfen tanzende Schatten über die hellen Wände, die im Bereich der Lichtquelle mit verschiedenen Schriftstücken und anatomischen Studien verschiedener Reptilienarten behangen waren. Das flackernde Licht und die sich immer wieder verändernden Schatten verliehen den Zeichnungen ein fast unheimliches Eigenleben. Energisches Kratzen einer Schreibfeder beschrieb den Rhythmus nach dem die Schatten ihren eigentümlichen Tanz Runde um Runde fortsetzen, sich gegenseitig abwechselten und immer wieder neue Muster über die Gesichter der gezeichneten Exoten warfen. Inmitten des Lichtspiels befand sich der Dirigent der nächtlichen Symphonie, die Quelle des Kratzens, und veranlasste den Kater zu müder Verwunderung. „Mayeda?“ Der Abend hatte seine Spuren an Gilberts Stimme hinterlassen und verlieh ihr einen hörbar rauhen Unterton. Kurzes Überlegen und ein leises Räuspern, um seiner Stimme wieder neue Kraft zu geben, verzögerten seinen Redefluss etwas. „Was machst du denn noch so spät? Prüfungen sind doch erst nächsten Monat.“ Erst auf den zweiten Teil seiner Worte hin verstummte das emsige Kratzen und wich einem Moment verwirrter Stille.

Schwerfällig drehte der junge Mann, der auf einem schlichten Stuhl vor einem massiven Schreibtisch Platz genommen hatte, seinen Oberkörper in Richtung des Neuankömmlings. Verwunderung zierte auch seine Züge. „Oh Gilbert. Was machst DU denn noch so spät auf? Du weißt doch, dass ich im Moment an der Vorbereitung eines neuen Forschungsprojekts arbeite.“ Streifen von braunem Haar, die wie filzige Schlangen wirkten, fielen wirr in das von Schatten umrahmte Gesicht seines

Mitbewohners, der den Kater aus dunkel umrandeten, ebenso braunen Augen betrachtete. Weitere braune Haarschlangen verbanden sich auf seinem Kopf zu einer Frisur, die an diesem Abend mittlerweile nestartige Strukturen angenommen hatte. Tatsächlich weckten die Worte des Anderen müde gewordene Erinnerungen in Gilbert. Irgendetwas hatte sich in Mayeda geregigt, als sie letztens über die ausführliche Schnabeltierforschung in Gilberts Projektgruppe gesprochen hatten. Welche Schlüsse er auch immer aus dem Austausch gezogen hatte, er hatte darauf verzichtet, seinen Mitbewohner in seine Ideen einzuweißen. Der Kater konnte nicht sagen, dass ihn dieser Umstand überraschte. Nach drei Jahren des Zusammenlebens mit dem jungen Fuchs wusste er es einfach besser.

Mayeda Isao war der Sohn des aktuellen Versorgungsbeauftragten des Reiches. Sein Vater war mit Hilfe seiner Abteilung dafür zuständig, die Lage des Reiches abzuschätzen, dafür zu sorgen, dass große Hungersnöte das Reich nicht erreichten, und insgesamt den Kontakt mit den ländlicheren Gegenden von Nakituga zu halten. Ursprünglich hatte Izumi Isao, der besonders seinen eigenen Einfluss und die Politik der Hauptstadt selbst schätzte, in Moshu gelebt. Eines Tages hatte ihn ein Angebot aus dem Herzen des Reiches erreicht und so hatte er ungewöhnlicherweise die riesige Gemeinde verlassen und seine Tätigkeiten in die Hauptstadt verlagert. Den Bildungswunsch seines Sohnes hatte er scheinbar recht gleichmütig hingenommen. Auch wenn Izumi nicht wirklich verstand, was sein Sohn tat oder tun wollte, machte es vor Anderen sicherlich einen guten Eindruck, wenn man sagen konnte, dass der eigene Sohn an der besten Universität des Landes studierte. Diese Aussicht konnte den älteren Fuchs zumindest ein wenig verträsten, wenn Mayeda sich schon wenig für die großen Fußstapfen der eigenen Familie interessierte. Entgegen der Ansichten seines Vaters, die besonders gern die große Bedeutung seiner Familie betonten, war der Mitbewohner des Katers jedoch ein recht bodenständiger Kerl geblieben. Gilbert hatte sich mit dem strebsamen Fuchs, der immer sein Bestes zu geben versuchte, gleich gut verstanden, auch wenn er einige seiner Eigenheiten wohl nie verstehen würde. Besonders die scheinbar endlose Zerstreutheit des Anderen raubte ihm gelegentlich den letzten Nerv. Nicht selten geschah es, dass Mayeda wichtige Papiere verlegte, Stifte, die er sich hinter das Ohr geklemmt hatte, verzweifelt suchte oder andere Verhaltensweisen zeigte, die den geneigten Beobachter ernsthaft daran zweifeln ließen, wie er seinen Platz an der Universität gefunden haben konnte. Ebenfalls nicht selten war es schließlich Gilbert, der dem Fuchs beim Ausbügeln seiner Schnitzer zur Seite stehen durfte.

Müde hob sich eine Augenbraue des Katers. „Ich wusste, dass du irgendetwas vorhast aber was genau hast du mir nicht gesagt. Wieso überhaupt unbedingt jetzt? Selbst die Lokale in der Innenstadt haben mittlerweile geschlossen.“ Die Augenbraue des Fuchses antwortete auf die Herausforderung. „Ich könnte dich auch fragen, was du noch so spät machst. Du wirst wohl kaum bis jetzt in der Bibliothek gearbeitet haben.“ Ein Schulterzucken und ein nach wie vor leicht euphorisches Lächeln begleiteten die Antwort des Katers. „Die Schnabeltiere haben gespielt. Wir haben die Laubfrösche haushoch im Wasserball besiegt.“ Durch den See erfreuten sich kleine Wassersportwettbewerbe zwischen den verschiedenen Fakultäten und wenigen Athleten aus anderen Dörfern höchster Beliebtheit. Zwar mangelte es der mehr oder weniger professionellen Wasserballliga Jingzis an einer Form von geordneter Struktur mangelte, schafften die Spiele zwischen den Mannschaften es so immer wieder, förmliche Massen an den See zu rufen. Auch Mayeda war für gewöhnlich bei den meisten Veranstaltungen dieser Art zu finden. Ein leichtes Lächeln hellte seine müde

glänzenden Augen deutlich auf. „Ach ja? Schade dass ich das nicht gesehen habe. Hätte nicht gedacht, dass die Schnabeltiere mal gegen irgendwen gewinnen.“ Zu einer anderen Zeit hätte der schwarze Kater sich vielleicht auf eine hitzige Verteidigungsrede der Wasserballmannschaft der philosophischen Fakultät hinreißen lassen, die späte Stunde nahm ihm jedoch sowohl Motivation als auch Energie für solche Gespräche.

Viel mehr wollte er endlich wissen, was seinen Mitbewohner noch immer wach hielt. „Ja... Du hast mir immer noch nicht gesagt, was das hier soll.“ Mit einer ausladenden Geste deutete er auf die Schriftstücke, die sich auf und um den Schreibtisch herum verteilt hatten. Bei genauer Betrachtung wirkte es fast als sei einer der Ordner seines Mitbewohners von seinem Übereifer mitgerissen worden und einfach vor Enthusiasmus geplatzt. Als ob er gerade aus einem Traum erwacht wäre, sah Mayeda etwas perplex in die Augen seines Gegenübers. „Oh ja natürlich. Warte kurz, ich muss das hier rasch zur Seite räumen. Erinnerst du dich daran, dass wir über die Möglichkeit anderer magisch begabter Rassen gesprochen haben?“ Ein Nicken bedeutete dem Fuchs, dass er weitersprechen sollte. „Ich glaube, ich bin da an etwas ganz Großem dran.“ Unverständnis zeigte sich nach wie vor in den Zügen des Katers. „Mann Gilbert... Du weißt schon, was ich meine. Chamäleons! Darüber haben wir erst letztens gesprochen.“ Unverständnis hatte sich in Unglauben verwandelt. „Nein. Ich glaube nicht, dass ich dir folgen kann. Und ich zweifel ernsthaft daran, dass das an der Uhrzeit liegt.“ Aufgeregtes Wühlen hielt den Kater einen Moment hin, ehe er eine Antwort bekam. „Du erinnerst dich auch an gar nichts. Haben dir deine Eltern nie die Geschichten über Chamäleons erzählt?“ Noch immer erschöpft strich der Kater sich einige Haarsträhnen aus dem Gesicht. Und noch immer zierte Unglauben seine Züge. „Die darüber, dass sie Dinge verschwinden lassen? Dass alle verlorenen Sachen eigentlich von Chamäleons geklaut werden?“ Heftiges Nicken beantwortete seine Fragen. „Ganz genau die. Es gibt viele Hinweise darauf, dass Schiffe, die von den nördlichen Inseln kamen, Chamäleons aus den Wüsten mitgebracht haben. Wie sonst erklärst du dir all die Dinge, die hier verlorengehen?“

Gilbert überflog die Aufzeichnungen seines Mitbewohners amüsiert. „Klar. Und erst seitdem verlieren die Leute hier Sachen. Mayeda du weißt, dass das Kindergeschichten sind. Und vor allem weißt du, dass du deinen Kram einfach nicht zusammen halten kannst. Du verlierst ständig Dinge. Was bitte sollte ein Chamäleon auch mit einer deiner einzelnen Socken oder einem deiner Lernzettel anfangen?“ Die Reaktion des Anderen verriet unveränderten Eifer. „Angeblich steckt in jeder Geschichte ein Funke Wahrheit. Wer weiß? Vielleicht bauen sie aus den Dingen, die sie verschwinden lassen, ja Nester. Oder es gibt schon lang eine unsichtbare intelligente Kultur von Reptilien, die mit diesen Gegenständen Tauschhandel betreibt. Du hast keine Gegenbeweise für meine Theorie. Und selbst wenn an der Sache nichts dran ist, sind Chamäleons hochinteressant. Sie können sich unsichtbar machen. Vielleicht sind sie damit sogar in irgendeiner Weise mit euch Katzen verwandt.“ Eine peinliche Pause entstand und Protest regte sich wie ein langsam aufwachender Berg in dem müden Kater. Dem Fuchs blieb scheinbar nichts Anderes als die Veränderung in den Zügen seines Gegenübers zu ignorieren und seinen Vortrag ungehindert fortzusetzen, um die Glaubwürdigkeit seiner Thesen weiter zu beweisen. „Das ganze lässt jedenfalls wesentlich mehr auf magische Begabung schließen als das, was du mit deinen Schnabeltieren tust. Hast du überhaupt jemals ein Chamäleon gesehen?“ Die Uhrzeit ließ Gilbert erneut auf eine hitzige Verteidigungsrede verzichten. „Nein das hab ich nicht. Nur Zeichnungen aber...“ Er sollte nicht dazu kommen, seinen Satz zu beenden.

„Da siehst du mal. Es wären auch ziemlich schlechte Chamäleons, wenn man sie so ohne Weiteres sehen könnte, meinst du nicht auch?“ Von der schier unbelehrbaren Beharrlichkeit der dargebotenen Argumentation fasziniert, hüllte sich der Zuhörer nur in dichtes Schweigen. „Deswegen habe ich auch diese Falle gebaut. Für Studien solcher Art muss ich immerhin am lebenden Objekt arbeiten. Ich kann ja schlecht den Magiefluss einer Zeichnung nachvollziehen.“

Weitere ausladende Gesten deuteten auf einen kompliziert wirkenden Aufbau aus Bändern, Schnüren und einem einzelnen Stück Kleingeld, das scheinbar als Köder dienen sollte. Erwähnter Köder war scheinbar mit Hilfe einer klebrigen Substanz mit einem der Bänder verbunden worden, das wiederum mit einer Art Schiene verbunden war, die ein Gewicht an einem anderen Stück Schnur auslöste. Dieses sollte schließlich den spektakulärsten Teil des Mechanismus auslösen, indem es einen Korb hinabfallen ließ, der schließlich zur unumstößlichen Gefangennahme eines unsichtbaren Reptils führen sollte. Selbst im müden und noch immer von den Erklärungen verzauberten Zustand überzeugte die im Halbdunkel des Kerzenscheins lauernde Apparatur den Kater nicht wirklich. Der komplizierte Aufbau zeigte, dass der Fuchs kein Student der Ingenieurskunst war. Sicherlich wäre es besser gewesen, einen solchen für einen weniger fehleranfälligen Apparat zu Rate zu ziehen. Schließlich schenkte er Mayeda jedoch resignierend ein gutmütiges Lächeln. „Sollte hier ein Chamäleon vorbeikommen, wird es den Raum sicher nicht mehr verlassen. Jetzt aber mal ernsthaft. Es ist verdammt spät. Wenn du nicht langsam Schluss machst, bekommst du morgen gar nichts mehr hin. Heute kommst du sowieso zu nichts mehr.“ Es erforderte noch einiges Hin und Her, um den Anderen schließlich vom Aufhören zu überzeugen. Am Ende war wohl das Argument, dass sein Arbeiten Chamäleons sicher verscheuchen würde, das ausschlaggebende. Mayeda lenkte schließlich ein und stellte die Arbeit ein. Mit einer kleinen, metallenen Kappe erstickte er die Flammen der Kerzen und ließ beide im Dunkeln stehen, ehe er selbst in seinen eigenen Schlafraum schlurfte. „Nacht Gilbert. Weck mich morgen, falls ich verschlafen sollte.“ Mit einem nach wie vor verschmitzten Grinsen verabschiedete der Kater seinen Mitbewohner. „Na klar doch. Leg dich erstmal hin. Lass dich nicht von den Chamäleons beißen.“ Ein wenig humorvolles Brummen von Seiten des Größeren blieb die einzige Antwort auf die Verabschiedung. Ein weiterer Moment verstrich, ehe Mayeda sein Schlafzimmer betreten hatte und damit endlich außer Reichweite war.

Noch einen Moment verharnte Gilbert regungslos im dunklen und stillen Wohnraum, ehe er sich in Bewegung setzte. Der Kater roch in diesem unbeobachteten Moment seine Chance. Müde wandte er sich der Falle zu, hockte sich mit schwerfälligen Bewegungen hin, um das Ganze besser im Blick zu haben. Der arme Teufel würde mit seinen Chamäleons furchtbar enttäuscht werden. Außer natürlich wenn Gilbert entgegenwirken würde. Vielleicht würde eine leere aber ausgelöste Falle ihn sogar dazu bringen, einen der Ingenieure des Hauses Stahl zu Rate zu ziehen. Sicherlich würde er ein flüchtiges Chamäleon durch seinen Aufbau keine zwei Male entwischen lassen. Vorsichtig griff Gilbert mit einer Hand in den Aufbau, um das Kleingeld zu entfernen. Sein Vorhaben sollte von Erfolg gekrönt sein, als der Korb schließlich mit einem dumpfen „poff“ hinabsauste und enttäuscht feststellen musste, dass weder ein unsichtbares Reptil, noch eine diebische Hand in seine Fänge geraten waren. Zufrieden schlich der Kater in Richtung seines Zimmers, ließ dabei das Stück Kleingeld in einen kupfernen Sparbehälter fallen. Wieder verkündete das Klacken einer Tür, dass ein angenehmer Tag in Jingzi vergangen war.

Kapitel 6: Der Fluch der Katzen

Als einzige der vier großen, magiebegabten Rassen sind es die Katzen, die nicht dazu in der Lage sind, ihre Wandlungsfähigkeiten vollends auszuschöpfen. Selbst die Wölfe, die in der heutigen Zeit keine andere magische Begabung als die Wandlung besitzen, übertreffen sie in dieser Hinsicht. Schweife, Ohren, manchmal auch Schnurrhaare wollen einfach nicht verschwinden, widersetzen sich strengstens jedem Befehl zur Wandlung und kennzeichnen eine umherwandernde Katze selbst für Angehörige anderer Rassen eindeutig als solche. Oft versuchen gerade reisende Angehörige dieser Rasse deswegen ihre tierischen Merkmale durch Kleidung oder andere Hilfsmittel zu verbergen. Im Gegensatz zu anderen magischen Phänomenen dieser Tragweite ist über den Ursprung dieses Zustands zumindest Grundlegendes bekannt. Die Unfähigkeit zur vollständigen Wandlung ist den Katzen so nicht von Natur aus zu eigen, sondern mehr ein Fluch, den sie durch einen Zauber der Füchse auf sich gezogen haben. Zwar ist diese Erkenntnis unbestritten, doch ranken sich um den genauen Anlass des Fluchspruchs zahlreiche verschiedene Theorien, die verschiedener nicht sein könnten. Letztendlich existiert nur eine einzige Wahrheit, die sich über die Jahre in verschieden gearteten Erzählungen verändert hat. Während eine große Zahl der verlorenen Legenden des Kontinents von Ruhm und Mut zeugen, existieren auch mindestens ebenso viele, die ihren Anfang in der Niedertracht Einzelner fanden. Die wahre Geschichte des erwähnten Fluches ist eine der diesen und ereignete sich etwa ein Jahrhundert nach Ende des Drachenkriegs. Zu einer Zeit, in der die vier Nationen die Bedeutung von Frieden kennengelernt haben sollten. Zu einer Zeit in der Magie durch zahllose Entladungen noch stärker und ungezügelter in der Welt pulsierte.

Wie kein anderes Reich wusste das Reich der Katzen seit jeher mit Herrschern verschiedenster Art umzugehen. Ein Land, in dem die Herrschaft des Stärksten den Ton angab, musste auch damit rechnen, dass sich eventuell auftretende Regenten nicht lang hielten. So war es keine Seltenheit, dass ein neu selbst ernannter zufriedener Anführer in einem unvorsichtigen von einem angeblichen Vertrauten seines Amtes enthoben wurde. Über die Jahre hatte es so verschiedenste Herrscher und Herrscherinnen gegeben, die sich oft in etwa so sehr ähnelten wie Karpfen und Schmetterlinge. Mal war es das Ziel eines Herrschers, die Sicherheit des Landes zu erhöhen, mal fand sich selten jemand, der dem Reich mehr Frieden und Bildung schenken wollte und nicht selten war die Herrschaft selbst das eigentliche Ziel der Regierung. Elah Caalin war ein Mann, der sich keiner dieser Gruppierungen zuordnen wollte, ein Mann mit echten Plänen und nicht zuletzt ein Mann von Welt. Allem voran war er allerdings ein Mann, der es geschafft hatte, sich über einen Zeitraum von zehn Jahren an der Regierungsspitze Katzen zu halten. Auch wenn es selbst im System der Katzen keine Seltenheit war, dass ein Herrscher länger als wenige Tage oder Wochen, vielleicht sogar einmal über Jahre das Reich anführte, waren solch lange Herrschaftszeiten doch von respektabler Seltenheit. In seinem Fall hatte dieser Umstand sicherlich nichts damit zu tun, dass zu wenige Einflussreiche gewillt waren, seinem Leben ein Ende zu setzen. Denn auch wenn sich Caalins Herrschaft nicht durch unnötige Grausamkeit auszeichnete und zumindest grundlegende Zufriedenheit mit sich brachte, waren die meisten Katzen eines gewissen Standes wenig überraschend doch am zufriedensten, wenn sie sich selbst an der Spitze des Reiches und im Anwesen des Herrschers in Ubhal sehen konnten. Wenig überraschend erreichten ihn oft Fragen

darüber, wie er es so lang geschafft hatte, dem Tod zu entgehen. Auch wenn diese Fragen von sicheren Sympathisanten seiner Person gestellt wurden, verzichtete er stets auf solche zu antworten. Die Strategie seiner Deckung aufzudecken war noch nie eine gute Idee gewesen. Wenn sein fast schon dreistes Überleben seinen Mitbürgern auch genügend Rätsel aufgab, so war es im Prinzip doch auf eine einzige Fähigkeit zurückzuführen. Elah Caalin war einfach extrem gut darin, zu überleben. In diesem Gebiet stellte er persönlich sich sogar höher als die Wölfe, die allgemein als größte Überlebenskünstler des Kontinents galten. Schließlich stand er höchstselbst vor Herausforderungen, die den Wölfen meist ein Leben lang erspart blieben. Niemand versuchte, ihren Wein zu vergiften, nie versuchte seines Wissens nach jemand, sie im Schlaf zu erdolchen und vor alle versetzte niemand ihre Bäder mit Kontaktgift. Die Wölfe spielten das Spiel des Lebens gegen einen Gegner, der eine Hand hinter den Rücken gebunden hatte. Elahs Gegner viel mehr war das armtechnische Äquivalent einer Hydra. Entledigte er sich einer Hand, die seinen Tod forderte, sprossen zwei weitere aus dem Boden.

Nachdem er nun seit zehn Jahren auf diese Weise gelebt und damit auch genügend Sympathisanten auf seine Seite gezogen hatte, beschloss der Mann, dessen tiefbraunes Haar bereits erste graue Stellen zierte, dass die Zeit für Großes gekommen war. In einem Moment der Ruhe ließ er sich an seinem Studiertisch nieder und besah sich die Informationen, die seine Informanten für ihn eingeholt hatten, grübelte über verschiedene Möglichkeiten. Er wollte nicht nur als langlebiger Herrscher in die Geschichte eingehen, das war ihm schon vor einiger Zeit klar geworden. Was er wirklich wollte, war sein Reich zu einer nie dagewesenen Größe zu führen, nie vergessen zu werden. Zu diesem Zweck hatte er schon länger Nachforschungen angestellt und schritt nun langsam auf unerklärlichen Bahnen sein Studierzimmer ab, während er über die Nachforschungen dieser nachdachte, den Zweck, den sie für ihn hatten, einordnete. „Wie stellen wir das an...?“ Nachdenkliches Gemurmel hallte ungewollt laut in dem stillen und großzügig ausgestatteten Raum wieder. Das Ziel war für ihn schon von Anfang an klar gewesen. Elah wollte das Reich der Katzen ausweiten und sich zu diesem Zweck zunächst das der Füchse einverleiben. Die Füchse erschienen ihm als recht logisches erstes Ziel, gerade weil sie potenziell der gefährlichste Gegner waren. Die Wölfe würden sicherlich einen Moment brauchen, um auf den Angriff des Nachbarreiches zu reagieren und die eventuelle Unterstützung der Vögel würde lang brauchen, um von der Hauptstadt aus über den engen Grenzzugang zwischen ihrem und den anderen Reichen am Ort des Geschehens einzutreffen. Waren die Füchse einmal aus dem Weg würde es so ein Leichtes sein, sich entweder zu verteidigen oder sogar die anderen Reiche in Angriff zu nehmen. Was einen Angriff auf die magisch mächtigste Rasse jedoch narrensicher machen würde, war sein Plan, ihre Anführer schon vor einem beginnenden Krieg auszuschalten. Dies zu bewerkstelligen war, wie er herausgefunden hatte, leichter als erwartet und so war nach und nach ein Plan entstanden. Das Herrscherpaar des Fuchsreiches waren die einzigen bekannten Lebewesen neben den gefallenen Drachen, die auf die Macht von Licht und Finsternis zurückgreifen konnten. Scheinbar handelte es sich bei dieser Fähigkeit jedoch um keine, die sie schon mit der Geburt besessen hatten. Aufzeichnungen der letzten hundert Jahre hatten ergeben, dass für beide nach dem Krieg mächtige magische Artefakte aus Klauen, Schuppen und Haar, die die Drachen hinterlassen hatten, gefertigt wurden, die mehr als nur besondere Waffen waren. Die Macht der Drachen schien noch immer in ihnen zu pulsieren und verlieh den beiden herrschenden Füchsen so einen neunten Schweif und damit die Befähigung, Magie einzusetzen, die kein anderer Tierdämon beherrschte. Die Konsequenz aus all dem war einfach. Befanden sich die

Waffen der beiden in einem anderen Reich, konnten sie ihre Magie nicht einsetzen. Während beide Herrscher der Füchse in diesem Moment vollkommen machtlos dastanden konnte er sie mit ihren eigenen, vereinten Waffen ein für alle Mal aus der Welt tilgen. Er und würde die Kraft des Lichts und der Finsternis beherrschen. Dem würden auch die anderen Reiche nichts entgegenzusetzen haben. Die daraus folgende Konsequenz gefiel Elah. Vielleicht würde sogar seine ausgeprägte Überlebensfähigkeit in diesem Szenario nicht mehr allzu oft zum Einsatz kommen müssen.

Gedanken schlossen aneinander an, formten ein immer klarer werdendes Bild. Schließlich erhob der Herrscher der Katzen zu nächtllicher Stunde seine Stimme. „Frinia, du musst etwas für mich erledigen.“ Lautlos trat eine blonde und hagere jung Frau mit einem knappen Nicken in den Raum, auch wenn der Vorgang ihm weniger als ein Betreten erschien. Es war, als sei sie schon die ganze Zeit im Raum gewesen, auch wenn Elah wusste, dass das unmöglich war. Er kannte die junge Katze schon seit er sie auf der Straße aufgelesen hatte und hatte sich mit der Zeit daran gewöhnt, dass sie etwa so viel Geräusch verursachte wie ein unter eine Tür hindurchgleitender Schatten. Vermutlich hätte sie eine exzellente Attentäterin abgegeben. Umso froher war er, sie in seinen Diensten zu wissen, auch wenn selbst ihr gegenüber ein gewisses Misstrauen nicht schaden konnte. Dunkle Augen trafen mit unausgesprochener Selbstsicherheit ihre getrübt wirkenden grünen. „Lass dem Oberhaupt der Familie Bo eine Nachricht zukommen. Zwar ist es für solche Botengänge eigentlich zu spät, jedoch ist der Anlass meiner Nachricht wichtig und duldet keinerlei Aufschub. Ich möchte möglichst zeitnah ein Gespräch mit Gan selbst führen. Sie und ihre Familie sind die Besten ihres Handwerks.“ Knappes Nicken bedeutete ihm Gehorsam. Ein Zettel wechselte den Besitzer. „Lies dir alles genau durch.“ Ihre Antwort war kaum hörbar. „Ja.“ Schließlich händigte sie die Nachricht an ihren ursprünglichen Besitzer aus. Elah war der Meinung, dass geschriebene Botschaften zu viele Tücken boten. Nachrichten konnten immer gestohlen oder verändert werden. Frinias Erinnerung hingegen war etwas, das niemand stehlen konnte. Später würde er den Zettel verbrennen. Zufrieden entließ der Mann seine Bedienstete und zog sich selbst in seine Gemächer zurück.

Einige Wochen später war es schließlich soweit und der Herrscher des Reiches nahm im Innenhof des Palastes die Objekte seiner Begierde entgegen. Scheinbar waren die Hoffnungen, die er in die Arbeit der besten Diebe seines Landes gesetzt hatte, nicht unbelohnt geblieben, denn nun knieten diese vor ihm und boten ihm demütig das dar, worauf er seit dem Aufgeben des Auftrages gewartet hatte. Einen Moment lang wollte er sich noch in Geduld üben, betrachtete die beiden jungen Burschen, die das geschafft hatten, was niemand erwartet hätte. Vermutlich hätten auch sie es ohne die Beratung und Begleitung älterer Veteranen des Clans nicht geschafft. In der äußerst gönnerhaften Großzügigkeit des Moments richtete er feierlich ein paar Worte an die Beauftragten. „Ihr habt eurem Reich große Dienste erwiesen. Dank eures mutigen Einsatzes ist es uns möglich, den Zustand für alle besser zu machen.“ Ein Moment genießerischer Stille erfüllte den gut gepflegten Innenhof. „Erzählt mir davon, wie ihr dieses Wunder vollbracht habt.“ Weiteres Schweigen breitete sich wie ein Tuch über den äußerst wenigen Anwesenden aus, während die beiden Angesprochenen zunächst einige unschlüssige Blicke austauschten und schließlich ihren Meister ansahen, der sie mit einem bedeutsamen Wischen seiner Hand bedachte. Schließlich nahm sich derjenige der beiden, den der Herrscher für den Jüngeren hielt, des Berichtens an. „Um den Verlauf unserer Mission zu beschreiben, bedarf es nicht vieler Worte. Wir sind ungesehen in den Palast eingedrungen und haben das, weswegen wir dort waren, an uns genommen. Niemand kam zu Schaden und wir konnten das Gelände ebenfalls ungesehen verlassen. Die

Gerüchte, die unsere Gruppe auf der Rückreise erreichten, veranlassen uns zu dem Glauben, dass das Fehlen der Waffen bereits früh am folgenden Tag bemerkt wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir die Stadt vermutlich schon seit mehreren Stunden hinter uns gelassen. Bisher ist im Fuchsreich nicht bekannt, wer für den Diebstahl verantwortlich ist. Mehr ist da nicht, Herr.“ Mit dem selben zufriedenen Nicken, mit dem er schon den Rest des Vortrages untermalt hatte, besah er nun die angedeutete Verbeugung, mit der der Sprecher seinen Vortrag beendete. „Es scheint mir, als habet ihr euren Auftrag in aller Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Selbstredend steht eurem Clan dafür die vorher ausgehandelte Belohnung zu. Erinnert euer Clanoberhaupt außerdem daran, dass in den Reihen des Herrschers der Katzen immer Platz für treue und gewissenhaft arbeitende Verbündete ist.“ Zeitversetztes Nicken von beiden Dieben beantwortete seine Verabschiedung, ehe sie die Waffen endgültig übergaben und gemeinsam mit ihren Leuten den Hof verließen. Endlich war die Zeit gekommen, sich mit dem Ergebnis seiner Bemühungen zu beschäftigen.

Zufriedenheit überschwemmte seine Züge, während er beide Waffen je in einer Hand wog. Beide waren sich recht ähnlich, lang und wirkten bereits auf den ersten Blick wie keine Waffen, die Elah bisher in seinem Leben gesehen hatte. Zum Zweck einer näheren Untersuchung betrachtete er zunächst die Waffe in seiner Linken. Die Hand, mit der er normalerweise schrieb oder sich Attentäter abwehrte, schloss sich in diesem Moment um den unendlich kühl wirkenden Griff der Waffe der Fuchsherrscherin. Es schien sich bei dieser um eine Art Naginata zu handeln, dessen fast unsichtbar dünn gearbeitete Klinge in einem matten schwarz glänzte, das selbst die Umgebung abzudunkeln schien. Der lange Griff war an manchen Stellen mit ledrig wirkenden Bändern umwickelt, die besonders großzügig an jenen Stellen verteilt waren, an denen man ein Naginata für gewöhnlich führte. Der Griff bestand seines Wissens nach aus einer hochwertigen Legierung, die sich aus Lekashium und Esnalt zusammensetzte, um sowohl das magische Potenzial als auch die schiere Robustheit der Waffe zu gewährleisten. Eine Mixtur solch hochwertiger und seltener Rohstoffe war nichts, wovon er vorher auch nur gehört hatte. Aufzeichnungen zu Folge bestand die Klinge selbst jedoch aus keinem irdischen Material. Eine Kralle des Drachen der Dunkelheit selbst war mit den hochwertigsten Mitteln, die nur den besten Schmieden der vier Reiche zur Verfügung standen, zur Schneide dieser Waffe geworden und brachte nun mit der gleichen erschreckenden Effizienz, die das Monstrum vor seiner Verbannung gezeigt hatte, den Tod über jene, die ihrem Besitzer für diesen würdig erschienen. Trotz der verwendeten Materialien lag die Waffe überraschend leicht in seiner Hand und ließ bei einigen beidhändigen Kampfübungen gegen imaginäre Gegner ein vibrierendes Sirren ertönen, während die Eingebildeten nach und nach fielen. Das Gefühl der Macht, das der pure Anblick der Waffe in ihm auslöste, gefiel Elah. Es fiel ihm schwer, das Naginata wieder aus den Händen zu legen, um sich nun der Waffe des amtierenden Herrschers zu widmen. Ihr eher obskures Design hatte ihn dazu veranlasst, diese Untersuchung hinter die andere zu stellen. Zwar besaß auch die Waffe des lichtmagiebegabten Fuchses einen recht langen Griff, jedoch bestand dieser aus Holz. Vermutlich handelte es sich bei diesem, um eine robuste Fertigung mit einem Kern aus Holz der Funkelbuche, um auch hier sowohl Stabilität als auch gute magische Leitfähigkeit zu gewährleisten. Das offenbar zum angreifen gedachte Ende brachte ihn jedoch zum Grübeln. Allgemein wirkte der gesamte Aufbau weniger effizient als das, was er am Gegenstück geschätzt hatte. Die Waffe der Herrscherin ließ sich selbst für einen Laien leicht führen, ließ durch das geringe Gewicht nicht schnell ermüden und eignete sich auch ausgezeichnet zum Parieren eingehender Angriffe. Die Waffe des Herrschers hingegen lag bereits jetzt schon deutlich schwerer in seinen Händen. Am Ende

des ebenfalls langen, mit Schnitzmustern übersäten Griffs befand sich ein golden glänzendes, metallisches Konstrukt, das von den meisten Seiten Stumpf war und den Kater vage an das Ende einer Feldhacke erinnerte. Einige Bänder schmückten den Kopf der Waffe und wehten nun in der kühlen Brise, die die müde Abendluft durch den Innenhof trug. Ein einzelnes Glöckchen, das in die Bänder verwoben war, klingelte kaum hörbar im Takt des schwachen Windes. Auch wenn die Waffe auf ihn deutlich weniger machtvoll als die vorherige wirkte, strahlte ihr Kopf ein schwaches Glimmen aus, das selbst in dunkelsten Lichtverhältnissen nicht erlöschen wollte. Wenn er sich recht erinnerte, handelte es sich bei dem metallischen Konstrukt tatsächlich um gewöhnliches Esnalt, während die zierenden Bänder aus glimmendem Fell gewoben waren, das Rhydwyn, der Drache des Lichts, auf dem Schlachtfeld hinterlassen hatte. Auch wenn er, bis auf einige halbherzige Schlagversuche, nicht recht wusste, was er mit der Waffe anstellen sollte, war es doch gut, sie zu haben. Sie strahlte die Macht aus, die er erwartet hatte und brachte ihrem eigentlichen Besitzer hier im Reich der Katzen recht wenig. Noch immer zufrieden lächelte Elah über seine Errungenschaften. Nun war es an der Zeit, zum eigentlichen Kern der Sache zu kommen. Voller Entschlossenheit legte er zunächst den seltsamen Stab beiseite, ehe er die Hände wieder um das kalt reflektierende Naginata schloss. Das Gefühl der Wonne, das er beim Führen der Waffe gespürt hatte, kehrte endlich zurück. Es fühlte sich an, als sei dieses unglaubliche Stück Handwerkskunst nur für ihn geschaffen worden. Die Macht, die durch das Naginata pulsierte, hätte selbst ein vollkommener Trottel bemerkt. Einige bedeutungsschwere Momente lang wartete er, feuerte dann seine Entschlossenheit an, entsandte seine Magie in die Waffe und ließ sie erneut durch die Luft sausen. Das Ergebnis übertraf seine Erwartungen schon allein dadurch, dass es sich einfach aufzutauchen weigerte. Nichts passierte und auch nach einem weiteren Versuch war das leise Sirren der Waffe alles, was die Luft erfüllte. Das knisternde Gefühl von Magie oder aus dem Boden wachsende Schatten wollten sich nicht zeigen. Unglauben und Frustration wuchsen mit jedem weiteren Schlag, der keine Magie auslöste und als Elah die Waffe schließlich sinken ließ, entschloss er sich zu einer kurzen Pause. Auch wenn er die Wut, die aus dem Samen der Frustration zu gedeihen begann, schon jetzt spüren konnte, würde sie ihn nicht im Geringsten weiterbringen. Es erforderte einen Moment, etwas Tee und die Erinnerung daran, dass die pure Absenz der Waffen schon ein Gewinn war, ehe er sich wieder dem seltsamen Stab zuwandte. Vielleicht hatte er sich ja in der Waffe geirrt? Manchmal waren Dinge, wie ein sicher erscheinender Wein, nicht das, was sie auf den ersten Blick zu sein schienen. Mit nicht abebben wollender Skepsis versuchte er das Selbe noch einmal mit der Waffe des lichtbegabten Fuchses. Das Ergebnis blieb wenig erstaunlich gleich. Flüche, die er sonst auszusprechen vermied, hallten über den Hof, der nebenbei nur das aufgeregte Bimmeln des Stabes vernahm. „Sie haben sie an sich gebunden... Verdammt!“ Die Sache lief gar nicht, wie er es geplant hatte. Wenn die Waffen allerdings mit den Kräften der Füchse gebunden waren, bestand nach wie vor die Chance, dass sie auf diese in Abwesenheit der Waffen keinen Zugriff hatten. Vielleicht funktionierten Waffe und Fuchs auf diese Weise nur gemeinsam. Immerhin waren es seinen Informationen nach die Teile der Drachen, die den Füchsen diese Macht verliehen. Kurz hielt er, immer noch den Stab so fest umklammernd, dass sich die Schnitzereien auf seiner Haut abzeichneten, inne. Einen Weg zurück gab es von diesem Zeitpunkt an nicht. Er konnte wohl kaum den Stab mit einem freundlichen Lächeln zurückgeben, behaupten, dass all das nur ein gewaltiges Missverständnis war. Seine Streitmacht war bereit und das Reich der Füchse in Aufruhr. Jemand hatte es geschafft, die höchsten Würdenträger des Reiches zu überlisten, das würde sie sicherlich demoralisieren, zurückwerfen. Nein, es gab wirklich

kein Zurück mehr.

Der Weg, den er eingeschlagen hatte, führte Elah schließlich nach einiger Anpassung seiner Pläne gemeinsam mit seinen Truppen in den tiefsten Westen des Fuchsreiches. Nur noch der Zikadenhain, tiefster und dichtester Wald des Landes, vielleicht sogar des Kontinents trennte die Katzen vom Sieg über die Herrscher des gegnerischen Reiches. Der Weg durch den weniger besiedelten Westen hatte durchaus Verluste mit sich gebracht, doch insgesamt widersprach noch nichts Elahs Plan so sehr, dass ein Rückzug gerechtfertigt gewesen wäre. Während die Waffen der Fuchsherrscher noch in der Hauptstadt des Reiches der Katzen ruhten, erteilte ihr siegessicherer neuer Besitzer der ihm zugeteilten Truppe den Marschbefehl. Die Strategie zum Einnehmen Irurihitos zeichnete sich durch ihre Einfachheit und Finesse aus. Jahrelang verhinderte Attentatsversuche hinterließen bei einer Person wohl einfach eine gewisse Fantasie. Die Stadt selbst war komplett vom Wald eingeschlossen. Würden sie den wertvollen, magischen Wald in Brand stecken, wären die Füchse zwangsläufig vom Feuer umringt und geschwächt. Anschließend würden die Katzen über das nun freie Feld marschieren und ihnen den finalen Todesstoß versetzen. Der Plan war allen bekannt und so wurden bereits erste Feuer gelegt, während Elah selbst noch den Plan rekapitulierte. Erst in dünnen Streifen, dann in immer breiter werdenden Schwaden zog Rauch gen Himmel und verfinsterte diesen in dunklen Wolken. Ein Kampf im Wald wäre ihr sicherer Tod gewesen. Die Füchse kannten das Gelände viel zu gut, waren außerdem durch ihre magischen Angriffe und Illusionen dort erst recht im Vorteil. Nun galt es also nur noch zu warten, bis alles sich von selbst erledigte. In kampfbereiter Haltung verharrten die Truppen der Katzen mit etwas Abstand zum Wald, der bereits weiträumiger zu brennen begann, warteten darauf, dass etwas geschah. Und sie sollten nicht enttäuscht werden. Wie aus dem Nichts schoss ein einzelnes Licht durch den Wald, bewegte sich so schnell, dass es einen Schweif zu hinterlassen schien. Ehe irgendjemand dieses Phänomen als etwas, das getrennt vom Feuer auftauchte, interpretierte, war es schon zu spät. Zwei Gestalten traten aus noch unversehrten Teilen des Forstes, nur um Sekunden später in einem grellen Lichtblitz zu verschwinden. Mehr als tausend hektische Augenpaare suchten unter überraschten Ausrufen die Verschwundenen, fanden sie schließlich als eine Welle aus Schatten, einen der ersten Brandtrupps überrollte. Ein weiterer heller Blitz forderte die Sehnerven der Katzen heraus, dieses Mal sollte es den zweiten Stoßtrupp erwischen. Bevor das Spiel sich ein drittes Mal wiederholen konnte, ließ eine weibliche Stimme durch ihre Ruhe das Kampffeld erbeben. „Wer von euch ist hier verantwortlich?“ Der Ursprung der Stimme war nicht auszumachen, doch als ein neuerliches Blitzen die Menge blendete, sollte Elah genügend Zeit bekommen, um sie kennenzulernen. Der Boden wurde ihm unter den Füßen weggerissen und der Kater stürzte mit einem hässlichen Geräusch zu Boden. Die Truppen schickten sich dazu an, sich zu rühren, als jemand dem noch Benommenen einen verzierten Schmuckdolch an die Kehle presste. Diesmal erhob sich eine männliche Stimme. „Sehe ich auch nur eine Bewegung, einen Teleporter, der blinzelt, oder eine gespannte Bogensehne, bereite ich ihm ein Ende. Habt ihr das verstanden?“ Allgemeines Innehalten zeigte ihm mehr als jede Antwort. Der Katzenherrscher versuchte aufkommende seine Panik zu beherrschen. Die Frau, die nun in sein Sichtfeld trat, hatte blondes Haar, war überall für ihre dunklen Augen bekannt. Auch wenn er den bewaffneten Mann nicht sah, wusste er, dass er mit seinen verspielt grünen gerade einen Blick mit ihr austauschte. Zwar war er dafür bekannt, mehr Spieler als Herrscher zu sein, jedoch war noch bekannter, dass beide sich seit Jahren in einer Art perfidem Machtstreit um mehr Einfluss befanden. Der Diebstahl der Waffen hatte sie wohl dazu veranlasst, diese Streitigkeiten vorerst beizulegen.

Wieder erhob sich die Stimme der Frau, die im ganzen Land als Ashina Rinshi bekannt war. „Warst du der, der es gewagt hat, die Herrscher des mächtigen Fuchsreiches zu bestehlen?“ Die Schärfe in der Stimme Ashinas und die Schärfe der Klinge an seinem Hals ließen nicht viel Freiraum für Beugungen der Wahrheit. „Ja.“ Seine Antwort fiel kurz aus. Angst, dass er seine Kehle mit zu viel Bewegung verletzen konnte, verpasste dem Mann, der sich unter anderen Umständen gern reden hörte, einen Maulkorb. Unter anderen Umständen hätte er gern die Genialität seines Plans betont. Eine Hand schloss sich unbequem fest um sein Kinn und zwang ihn, den Blick der Frau zu erwidern. „Wie kannst du Wicht es wagen? Hast du alles vergessen, was unser Land im Krieg auch für euch geleistet hat? Was wir schon viel früher für alle getan haben, indem wir die Kunst der Verwandlung weitergaben?“ Die Frage blieb unbeantwortet. Eine gewisse Selbstgefälligkeit schlich sich in die Stimme der Fuchsherrscherin. Im Hintergrund hörte er bereits weitere Fuchstruppen durch den Wald herantreten, scheinbar wurden die Brände gelöscht. „Wenn dein Volk nach Macht strebt, soll es erfahren, wie sich wahre Macht anfühlt, auch wenn ihr sie nie selbst besitzen werdet. Man soll euch ewig als Diebe erkennen, damit jeder hier auf dem Kontinent euch entsprechend begegnet, wenn er auf einen eurer Art trifft.“ Was dann passierte, geschah schnell. Ein Schrei, der die ureigensten Worte der Magie selbst wiederzugeben schien, hallte in einem zweistimmigen Gesang über das freie Feld am Rand des Waldes. Eine Hand löste sich vom Herrscher der Katzen, beide Füchse reichten sich die Hand. Schließlich erhob sich eine gewaltige Schockwelle und raste über die Ebene, verschwand in der Ferne, ohne dabei schwächer zu werden. Die Anwesenden waren für einen Moment geblendet, nicht sicher, ob die Welle so hell war, dass sie das Sehen unmöglich machte oder ob die Dunkelheit der Welle einen Moment lang das Augenlicht von ihnen nahm. Elah glaubte, zu fallen.

Der Herrscher der Katzen war in diesem Moment tatsächlich in mehrererlei Hinsicht gefallen. Von diesem Tag an sollte er nie wieder seine menschliche Gestalt annehmen können und wurde schließlich von seinen eigenen Truppen auf feindlichem Gebiet zurückgelassen. Doch auch der Rest seines Volkes war gezeichnet. An diesem Tag zuckten unzählige Ohren, Schweife und Schnurrhaare in Irritation auf, nur um festzustellen, dass sie auch bei neuen Verwandlungsversuchen nicht gehorchen würden. Auch wenn nur wenige in die ursprünglichen Pläne ihres Herrschers eingeweiht waren, verbreitete sich die Kunde des Fuchsfluches wie ein Lauffeuer, als die Füchse schließlich selbst in das Reich der Katzen einfielen, um sich ihren Besitz zurückzuholen. Noch heute sorgt diese alte Geschichte zwischen beiden Völkern zu gewissen Spannungen, wenn auch niemand mehr den Grund des Fluches kennt. Zur Zeit, in der wir leben, stellen sich besonders viele junge Tierdämonen jedoch eine andere Frage: Sollten wir nicht lieber versuchen, das zu reparieren, was wir zerstört haben, statt nach dem Grund der Fehde zu suchen?

Kapitel 7: Mondwende

Heute. Heute war der Tag, an dem endlich seine erste große Fahrt auf der „Nordwind“ beginnen sollte. Bebende Aufregung erfüllte jedes Glieder des jungen Mannes, versuchte die Kälte, die schneidend durch seine Kleidung sickerte, zu vertreiben. Das Wetter auf Epala, dem kleinen Eiland, das er seine Heimat schimpfte, bot selten etwas Anderes als allgegenwärtige Kälte. Viele die Insel besuchende Festländer schienen von diesem Umstand überrumpelt zu sein und am heutigen Tag hatte Tonrar selbst Pinguine gesehen, die kapituliert und beschlossen hatten, sich der Kälte in ihrer tierischen Gestalt zu stellen. Sein Blick wanderte über den Steg. Bisher war er allein. Nur er und eine Schicht hauchdünnen Eises, die Unvorsichtige zum Stürzen einlud, waren die Einzigen, die bewegungslos vor der massigen Silhouette des Walfängers verharrten. Ab und an hatte er gemeint, auf dem Schiff geschäftiges Rumpeln zu vernehmen. Bislang hatte sich jedoch niemand dazu herabgelassen, ihn zu begrüßen oder seinem Platz auf dem kleinen Schiff zuzuteilen. Voller Vorfreude wanderte Tonrars Blick über den von rauher See gezeichneten Bug, während seine Gedanken weite Kreise zogen.

Der Weg bis hierher war weit gewesen, nicht nur weil er die halbe Insel hatte überqueren müssen, um Ahnklam, die größte Stadt der Insel, zu erreichen. Besonders seine Familie hatte sich wegen seines Wunsches, das Meer zu bereisen und vielleicht sogar eines Tages das Festland zu sehen, quergestellt. Als ältester Sohn seines Vaters war es eigentlich seine Aufgabe, dessen Handwerk in der kleinen Gemeinde zu übernehmen. Mehr als zwanzig Jahre in Kamik hatten ihm jedoch gezeigt, dass das Hüten und Verarbeiten von Karibus sicherlich nicht das war, womit er den Rest seines Lebens verbringen wollte. Seinem traditionssharrenden Vater dies, und zusätzlich noch den Wunsch stattdessen sein Leben auf See zu riskieren, beizubringen, war ein Unterfangen gewesen, das nicht nur an einem Abend für gedrückte Stimmung innerhalb der kleinen Behausung der großen Familie gesorgt hatte. Als er dann auch noch den Walfang ins Gespräch gebracht hatte, hatte sein Vater komplett blockiert. Das Ergebnis, das Tonrars dauerhaftes Beharren geliefert hatte, war bittersüß. Sein Ziel hatte er erreicht, würde er jedoch jetzt nach Hause zurückkehren, sollte er zu seinem eigenen Besten wohl nicht mit allzu viel Gastfreundschaft rechnen.

Deutlich sichtbare Wölkchen entschwebten in die Kälte, als ihm beim Gedanken daran ein schwermütiger Seufzer entfloh. Sein Vater war kein schlechter Mann. Auch wenn er immer wieder energisch betont hatte, dass der Walfang, den die Festländer praktizierten, vollkommen den Traditionen widersprach und die Geister verärgerte, würde er sich sicherlich irgendwann beruhigen. Zumindest wollte der junge Mann nicht aufhören, diese Hoffnung zu hegen. „He! Ich hab mit dir geredet. Mach dass du hier hoch kommst!“ Eine raue, nicht unbekannte Stimme unterbrach die Gedanken des jungen Pinguins, während eine Strickleiter mit hölzernem Klappern zu ihm hinabsegelte. Gehorsam ergriff der junge Mann die Leiter und stieg zum Deck des Schiffes auf. „Da bist du ja endlich. Die Anderen sind schon seit Stunden hier. Was hat dich aufgehalten?“ Die Stimme von Kapitän Iqniq traf ihn mit unerwarteter Härte. Fast erinnerte die Stimme des Seemannes ihn an seinen Vater. Tatsächlich hatte sich der Rest der Mannschaft schon versammelt und war scheinbar gerade dabei gewesen, einer Ansprache des Anführers zu lauschen. „Der Sturm hat mich aufgehalten. Tut mir leid.“ Ein unzufriedenes Brummen ertönte. „Wenn dir die Kleinigkeiten schon den Wind aus den Segeln nehmen, bist du vielleicht nicht für’s Meer geschaffen, Kleiner.“ Eine entsetzte Erwidderung lag schon auf seiner Zunge, als der

Kapitän weitersprach. „Wie ich deinen Kollegen auf jeden Fall gerade erklären wollte, ist das Ganze hier kein Kinderspiel. Die Gewässer um Epala sind rau, das wissen wir Kinder der Insel am besten, und nicht alles, was im Meer haust, möchte dir nur nett die Hand reichen und dich zum Tee einladen.“ Raves Lachen ertönte in den Reihen der Besatzung. Mit gewissem Trotz stemmte sich der junge Mann gegen die Worte des Kapitäns. „Ich habe nie angenommen, dass es leicht wird. Aber ich habe keine Angst. Erst recht nicht vor irgendwelchen Geistern oder Omen.“ Kapitän Iqniq lachte kurz auf, schob schließlich einen Hocker hervor und blickte dem Neuankömmling tief in die Augen. „Ach ja? Ist das so? Vielleicht solltest du das lieber. Hast doch gesagt, dass du vom Land kommst. Hätte gedacht, dass sie euch die alten Geschichten da noch erzählen.“

Alte, knochige Finger tanzten über junge Haut, hinterließen blaue Zeichen, nur um wenig später neue Farbe einzuholen und das Spiel zu wiederholen. Leichtes Kitzeln und das unangenehme Gefühl der körnigen Paste forderten die junge Frau heraus, erschwerten es ihr mit der Zeit zunehmend, ihre würdevolle Miene aufrecht zu erhalten. Chulyin war als Jägerin ausgewählt worden, um ihren Stamm bei der traditionellen Mondwendswaljagd zu vertreten. Auf keinen Fall wollte sie sich einen Schnitzer leisten oder gar riskieren, dass das traditionelle Zeichen ihres Stammes, das gerade auf ihr Gesicht gezeichnet wurde, auch nur eine unsaubere Kante hatte. Diese Jagd war zu wichtig, um auch nur einen Fehler zu riskieren. Nur selten trafen sich alle Stämme der Insel Epala, um mit der vereinten Kraft ihrer Jäger einen möglichst großen Wal zu fangen. Die Materialien würden unter allen anwesenden Stämmen aufgeteilt werden und so das Überleben aller sichern. Nicht nur sicherte der so stattfindende halbjährliche Walfang die Existenz der einzelnen Pinguingruppen, auch stellte das Treffen eine Art politische und spirituelle Zusammenkunft dar. Probleme wurden diskutiert und Vereinbarungen ausgehandelt, während die Jäger Tage, manchmal Wochen über das Meer zogen, um die heiß begehrte Beute zu ergattern. Nicht selten fanden auch Opferzeremonien oder Prozessionen statt, die den Schutz der Losgezogenen auf offener See gewährleisten sollten. Den eigenen Stamm bei einem solchen Ereignis als Jäger zu repräsentieren war keine Pflicht, sondern eine Ehre, die nur Wenigen zuteil wurde.

Die versammelten Jäger mussten sich aufeinander verlassen können, Gespür und Stärke besitzen und gleichzeitig dazu in der Lage Befehle fließend zu befolgen oder auszusprechen, je nach dem, was die Situation gerade erforderte. Nicht selten geschah es, dass einzelne Walfänger in den schäumenden Fluten des Meeres verschluckt wurden und nie wiederkehrten. Schon allein um solche Dinge zu vermeiden, waren die Stämme stets darum bemüht, nur ihre kompetentesten Mitglieder auf diese Reise zu schicken. Die Geister des Meeres zeigten sich nicht gnädig, wenn man sie unterschätzte. All diese Dinge beschäftigten Chulyin, seit die Wahl auf sie gefallen war, füllten sie mit Entschlossenheit und trieben sie dazu an, ihr Bestes zu geben. Nun sollte endlich der Tag gekommen sein, an dem sie sich beweisen konnte. Energie füllte sie und Magie pulsierte, während sie in ihrer mit den Insignien des Stammes verzierten Jagdkleidung aus Fellen und Leder auf dem Hocker der Schamanin verharrte. Aus Walknochen geschnitzte und mit Runen übersäte runde Ohringe zierten sie und sollten sie bei ihrer Mission vor bösen Geistern schützen. In Gedanken ordnete sie noch einmal alles, was sie für diesen Tag vorbereitet hatte, wählte sich doch insgesamt in relativer Ruhe.

Der Älteste hätte sie nicht ausgewählt, wenn sie der Aufgabe nicht gewachsen wäre und auch sie selbst wusste, wieso er seine Wahl getroffen hatte. Ihre Eismagie, die Loyalität gegenüber ihrem Stamm und die bisherigen Ergebnisse ihrer normalen Jagden sprachen für sich. Trotzdem lastete spürbarer Druck auf ihr und die junge Frau war nicht gewillt,

sich von diesem zermürben zu lassen. Schließlich hatten ihr Vater und viele andere Mitglieder ihres Stammes vor ihr hatten diese Aufgabe voller Würde ausgeführt und auch sie hatte geplant, Würde und Stabilität auszustrahlen, sich nahtlos in die Reihen der Jägerinnen und Jäger einzugliedern und das Vertrauen ihres Stammes nicht zu enttäuschen. Ihre Leute hatten schließlich einen Ruf zu verlieren.

Eine raue Stimme, hart wie ein Hagelschauer, ließ sie unmerklich zusammenzucken. „Ihr seid angespannt, junge Jägerin. Sicherlich hilft es mir bei meiner Arbeit, wenn Ihr stillsitzt, jedoch fürchte ich, dass es Euch nicht helfen wird, Euch in den nächsten Tagen zu versteifen.“ Ungerührt krochen die Finger der Alten weiter über ihre Wange. „Ich habe schon viele Jägerinnen und Jäger vor euch gesehen und kann euch nur raten, wandelbar und anpassungsfähig wie die See zu sein. Der Wind und die Wellen haben seltsame Zeichen hergetragen. Die Geister scheinen in Aufruhr zu sein.“ Die junge Frau versuchte, die Spannung, die von ihrem gesamten Körper Besitz ergriffen hatte, zu lösen. „Bleibt wachsam. An Tagen wie diesem kann großes Unheil geschehen. Schon bei der letzten Jagd schienen die Geister verstimmt zu sein...“ Chulyin nickte kaum merklich. Sie erinnerte sich genau an die Jagd, die nur ein halbes Jahr vorher stattgefunden hatte. Ein Sturm war aufgekommen und hatte die Stämme viele gute Männer und Frauen gekostet. Selbst ein Teil der Beute war in den unnachgiebigen Fluten versunken. Nach diesem katastrophalen Ergebnis erwarteten alle viel vom neuen Jagdtrupp. Die Pinguindame spürte, wie ihre Schultern sich aufgrund der unangenehmen Erinnerung erneut versteiften. Der Auserwählte ihres Stammes war im letzten Jahr auch umgekommen. Nutaaq war ein guter Freund gewesen. Ein Seufzen war von der Alten zu hören. „Habe ich Euch nicht eben erst etwas gesagt? Zu viel Enthusiasmus ist mindestens so ungesund wie ein getrübler Geist. Bleibt wachsam und gebt gut auf Eure Mitjäger acht.“ Es war schwierig zu sprechen, ohne dabei das eigene Gesicht zu sehr zu bewegen. „Vermutlich werdet ihr recht behalten, ehrwürdige Schamanin. Wir werden erfolgreich wiederkehren und das Dilemma der letzten Sonnenwende widergutmachen. Sicherlich wird ein angemessenes Opfer die Geister beschwichtigen. Trotzdem würde ich es bevorzugen der Angelegenheit mit dem nötigen Respekt zu begegnen.“ Tatsächlich war die junge Frau trotz ihrer Erwartungen an sich selbst von tiefstem Herzen überzeugt, dass sie und die Anderen Erfolg haben würden. Die Frage war nur, wie glorreich ihr Fang ausfallen würde und welche Rolle sie in all dem spielen würde. Schon allein Nutaaq war sie es schuldig, zu diesem Ergebnis beizutragen. Das plötzliche Aufhören des Schmierens auf ihrer Wange ließ Chulyin aufhorchen. „Wir sind fertig.“ Gestählte Gliedmaßen spannten sich an, ließen die Jägerin aufstehen und endlich wieder in Bewegung kommen. Nach so viel sitzender Zeit noch etwas wacklig auf den Beinen stützte sie sich mit beiden Armen auf einen Waschtisch, auf dessen Platte eine Schüssel mit gefrorenem Wasser einen provisorischen Spiegel bildete. Spitzen grauen, langen Haares berührten teils zaghaft die glatte Fläche, während ein schmales aber zufriedenes Lächeln ihr entgegenblickte. Blaue Schatten umrahmten ihre Augen, wurden von ebenso blauen Schutzrunen eingeschlossen, die sich ebenso über ihre linke Wange zogen. Insgesamt schien die Behandlung der Schamanin ihre ohnehin schon helle Haut förmlich leuchten zu lassen. Das Kronjuwel der Arbeit der Alten stellte jedoch die fast leuchtend himmelblaue Rune auf Chulyins Stirn dar. Zwei dünne, pfeilspitzenförmige Gebilde, die je nach links und rechts zeigten, rahmten ein recht kleines Dreieck ein. Die Rune war uralte und stand für die Überlebensfähigkeiten des Stammes, den Schutz vor allen Gefahren und die Stabilität, die alle sich in der Gemeinschaft gegenseitig schenkten.

Mit dem Tatendrang eines tobenden Wintersturms blitzten ihr helle, blaue Augen entgegen, ehe die junge Frau sich vom Anblick ihres eigenen Gesichts losriss und sich ein

letztes Mal an die Schamanin wandte. „Ich danke Euch. Sicherlich wird es mir möglich sein, einige gute Teile des Wals für Euch zu sichern.“ Tatsächlich war es Aufgabe der Jäger, untereinander auszuhandeln, welche Teile des Wals an welchen Stamm gehen sollten. Massig vorhandene Güter wie das nahrhafte Fleisch und Haut wurden zwar möglichst gleichmäßig auf alle Stämme aufgeteilt, jedoch waren Materialien wie Knochen und bestimmte Organe heiß begehrt. Verstarb der Jäger eines Stammes, war es so vom Wohlwollen der verbliebenen Walfänger abhängig, wie viel der Stamm erhielt, auch wenn es selten war, dass das Opfer des Verstorbenen nicht mit einem angemessenen Anteil geehrt wurde. Nur ein Teil des Wals war von diesen Verhandlungen ausgeschlossen. Das Herz des Kolosses gehörte immer dem Meer und sollte den Geistern als beschwichtigendes Opfer dargeboten werden. Eine dankend wirkende Verbeugung der Alten entließ sie schließlich. Mit einer knappen Bewegung zog sie die Kapuze ihres Umhangs ins Gesicht, schließlich sollte im Schnee die noch feuchte Farbe nicht verwischt werden. Kälte umfing die junge Pinguindame, der erst beim Verlassen des Zelts der Duft nach verbrannten Kräutern in der Luft auffiel. Die Luft hier draußen schien viel weniger Gehalt zu haben. Kurz verharrte sie irritiert. Schließlich war es das Gefühl gefrierender Farbe auf ihrem Gesicht, das sie zum Weitergehen antrieb. Knirschende Schritte, vermischt mit dem Geräusch zart klirrender Ohringe entfernten sich vom Zelt, wurden immer leiser, bis der Schneesturm sie letztendlich komplett verschluckte.

Tosende Brandung empfing die Jäger, spülte ihnen entgegen und begrüßte sie mit kalter Härte. Eisige Böen tanzten über die Eisflächen der Küste hinweg, nahmen einzelne Schneeflocken auf und formte sie zu fast unscheinbaren Wirbelstürmen, während letzte Vorräte in den verhältnismäßig kleinen Kajaks verstaut wurden. Zwar würden fünf Jäger in jedem der sechs Boote ihren Platz finden, jedoch waren diese nicht einmal halb so lang wie die Tiere, die sie mit diesen Hilfsmitteln erlegen würden. Eilige Schritte trippelten über die dünne Schneedecke, die sich über das Eis gelegt hatte, geschäftig von einem Boot zum Anderen. Chulyin selbst war gerade damit beschäftigt, die Harpunen zu überprüfen als ein älterer Jäger die Stimme erhob. Dunkles, von gelben Strähnen durchzogenes Haar fiel ihm in die Stirn, auf der ein Symbol prangte, das sie als rötliche Spirale mit spitzen Enden zu erkennen geglaubt hatte. „Versammelte Mondjäger, es wird Zeit, dass wir aufbrechen und der Tradition die Ehre erweisen, die ihr zusteht. Ich weiß, dass das hier für einige von euch die erste Mondwendswaljagd ist. Vermutlich brennen einige von euch regelrecht darauf, diesen Wal an Land zu ziehen, während Andere sich nach den Ereignissen der letzten Jagd vor dem fürchten, was die Geister für uns bereit halten. Ich habe schon viele Mondwendswaljagden erlebt, habe viele Mondjäger kommen und gehen sehen, auch wenn ich selbst nicht beteiligt war. Vertraut mir, wenn ich euch sage, dass unser Vorhaben unter einem guten Stern steht. Bedenkt aber auch, dass ich gerade wegen meiner Erfahrungen niemandem versprechen kann und werde, dass wir alle unversehrt heimkehren. Leichtsinn und Unachtsamkeit fordern ihren Tribut, also bleibt aufmerksam und achtet auf euch und die Anderen. Sobald die Kajaks zu Wasser gelassen sind, führt unser Weg uns auf die offene See.“

Die Jägerin saugte jedes der Worte des Älteren auf, auch die Anderen schienen seine Ansprache mit respektvollem Schweigen zu ehren. Shesh war einer der erfahrensten Jäger seines Stammes, der die Küsten der Insel jedes Jahr bereiste. Sie war sich sicher, dass seine Narben und Talismane mehr Geschichten zu erzählen hatten als es ihr in ein paar Jahren möglich sein würde. Entschlossener Glanz leuchtete in seinen stahlfarbenen Augen, die sich erst auf die unruhige See richteten, um schließlich seine Verbündeten zu mustern. Chulyin spürte den Blick jahrelanger Erfahrung auf dem Meer auf sich ruhen und wusste, dass die Gruppe den Richtigen bei der Wahl des Anführers getroffen hatte.

Die vorangegangene Geschäftigkeit begann sich allmählich wie ein Knoten zu lösen, während die Jäger sich in den abgesprochenen Gruppen in die Kajaks begaben. Vor allem die Wahl der Magiebegabung war ein Kriterium zur Verteilung der Einzelnen gewesen. Jedes Kajak benötigte mindestens einen Wassermagier, um im Ernstfall schnelle Manöver durchführen zu können. Windmagier jedoch waren eher sporadisch verteilt. Ihre primäre Aufgabe während der Reise war es, auf die Winde zu achten und nahende Unwetter frühzeitig zu erkennen. Die eher offensiv ausgelegten Eismagier waren in dieser frühen Phase der Jagd meist zum Paddeln eingeteilt. Ihre Talente würden ohnehin erst dann zum Tragen kommen, wenn sie passende Beute gefunden hatten. Beim Treffen der Mondjäger hatte Chulyin recht genaue Anweisungen bezüglich ihrer Aufgabe erhalten. Sie und die anderen Eismagier sollten es sein, die den Koloss schließlich zu Fall bringen würden. Vorfreude vibrierte in ihren Gliedern, versetzte sie in höchste Konzentration, während sie sich gemeinsam mit dem ihr zugeteilten Kleintrupp in das schaukelnde, kleine Boot begab. Es dauerte nicht lang, bis sich zwei weitere Jägerinnen und zwei männliche Kollegen zu ihr gesellten und ihre Positionen einnahmen. Sie schenkte dem Festland einen letzten Blick. Bei ihrer Rückkehr würde sie eine angemessen große Schneise im Eis erwarten. Ihre Leute würden sie empfangen, gemeinsam den Wahl mit Flaschenzügen und Magie aus dem Wasser holen und anschließend die erfolgreichen Jäger als Helden feiern. Für dieses Ziel und die Ehre ihres Stammes war sie zu kämpfen bereit. Pflichtbewusst griffen sowohl sie als auch einer der anderen Jäger das Paddel und tauchten die Instrumente schließlich ins Wasser, als sie einen kehligem Ruf hörten, der die Boote zum Aufbruch forderte. Regelmäßiges Plätschern ertönte, Arme pressten in annähernd perfektem Takt Wasser fort und die Gruppe kam in Bewegung. Immer weiter führte ihr Weg sie aufs Meer, bis sie schließlich vom Ufer aus nur noch ein verschwimmender Fleck am Horizont waren. Die Jägerin begann schon bald, sich im gleichmäßigen Rhythmus der Paddel zu verlieren.

Tage waren vergangen, als die Gruppe von Jägern nach wie vor ohne Ergebnisse mit respektabler Distanz an der Küste der Insel entlangtrieb. Jeder Tag auf dem Meer war bislang gleich geblieben. Bis zur Abenddämmerung zogen die Boote der Walfänger übers Meer, suchten nach ihrer heiß ersehnten Beute, nur um schließlich nachts an Land zu gehen und ein provisorisches Nachtlager zu errichten. Mit dem ersten Tageslicht sollte sich diese Prozedur schließlich wiederholen. Immer wieder hatten die Jäger Lebenszeichen von Walen ausgemacht, diese jedoch wieder verloren. Ein Mal war ihnen der Fang sogar fast gelungen, als die erste Harpune im weichen Rücken des Tieres abbrach und den Koloss nur leicht verwundet davonkommen ließ. Normalerweise geschah so etwas mit Waffen aus Walknochen nur selten. Handwerker der Stämme vertraten die Ansicht, dass nur ein Teil des Meeres eine Kreatur des Meeres richten dürfe und hatten mit dieser Einstellung auch jahrelang recht behalten. Die allgemeine Moral der Jäger sank mit der Zeit, jedoch suchten sie weiter unermüdlich nach Spuren. Wenn sie nicht bald Erfolg haben würden, müssten sie mit leeren Händen zurückkehren und ihre Vorräte auffüllen, bevor eine weitere Suche möglich war. Anfangs hatten sich die Jäger noch unterhalten, Geschichten ausgetauscht und auch Jagdtechniken miteinander geteilt, doch nun war es um die Gruppe bis auf das unaufhörliche Rauschen der See ruhig. Besonders die Erfahreneren zeigten den Jüngeren, wie man das Paddel des Kajaks als provisorisches Hörrohr verwendete, um die Gesänge der Wale schon von Weitem aufzunehmen. Zwar hatte ihr Vater die junge Frau grob auf das vorbereitet, was sie erwarten würde, jedoch war es etwas ganz Anderes nun hautnah auf der Jagd zu sein und sich an diesen Dingen auszuprobieren. Unweigerlich schlich sich ihr die Frage, ob Vater auch schon mit Shesh und einigen der Älteren auf dem Meer gewesen war. Die

Pinguine, die mit ihr das Boot teilten zeigten sich bislang allgemein als recht kompetent. Kinalik war ein recht stiller Wassermagier, der etwa in ihrem Alter war, während der andere Mann im Boot, Nilak, etwa in Sheshs Alter zu sein schien. Die Geschichten, die der Ältere mit dem schwarz-weißen Haar mit warmer Stimme über vergangene Mondwenden und die auf dem Wasser tanzenden Geister zu erzählen hatten, ließen selbst die Älteren in anderen Booten aufhorchen. Es war nicht der Inhalt seiner Geschichten, sondern die Art, wie er erzählte, die die Jäger so fesselte. Chulyin fühlte sich bei jedem seiner Worte als sei sie selbst unter den Helden, als habe sie aus eigenen Augen beobachtet, wie Sesi, die große Mutter des Meeres, mit ihrem Schwert aus kristallenem Gletscher die Klippen der Insel geschnitten hatte. Aga, die Jägerin eines Stammes, der im tiefsten Herzen der Insel lebte und dort Karibus züchtete, zeigte sich meist zurückhaltend, kümmerte sich jedoch hingebungsvoll darum, dass es niemandem im Kajak an irgendetwas mangelte. In der Regel war die Windmagierin, die sogar etwas jünger als Chulyin zu sein schien, immer die erste, die aushalf, wenn jemand eine Pause vom Paddeln benötigte. Tikaani schließlich war die älteste Insassin des Bootes und damit die Anführerin ihres Teils der Jäger. Langes, weißes Haar floss in einem strengen Zopf wie zu Fäden gesponnenes Tageslicht ihren Rücken hinab. Die Kriegerin musste ein halbes Jahrhundert erlebt haben und stand gerade den Jüngeren oft mit Hinweisen zur Seite. Wenn sie nicht gerade die Jungen auf das, was kommen würde, vorbereitete, horchte sie entweder nach Walen. In ruhigen Momenten tauschte sie Erinnerungen mit Nilak aus, nicht nur über die Mondwendswaljagd, sondern auch über andere Dinge, die Chulyin nicht verstand.

Die Lage war gerade recht angespannt, als ein Zeichen vom voranziehenden Boot die Anderen erreichte. „Wir haben einen! Ein Wal!“ Fast augenblicklich spürte die junge Jägerin, wie Energie in ihre müden Glieder floss. Würden sie jetzt einen Wal finden und erlegen, würde die Gruppe es vielleicht zum Hafen zurück schaffen, ehe die ersten rötlichen Striemen das Blau des Himmels durchdrangen. Wie zur Bestätigung der Meldung nickte die alte Jägerin ihrer Gruppe zu. Ihr Ohr presste sich fest an den Griff ihres Paddels, während ihr Blick förmlich durch die wogende See zu schneiden schien. „Ich höre einen. Er ist nah. Kinalik!“

Der junge Mann nahm den Befehl wortlos an, konzentrierte sich auf die Strömungen, versuchte Unregelmäßigkeiten wie Wale zu orten. Aufgeregtes Tuscheln brach in den anderen Kajaks aus. „Nicht weit nördlich von hier ist einer. Er steigt auf. Vielleicht will er Luft holen.“ Aufgeschnappte Wortfetzen aus anderen Kajaks schienen das gleiche zu behaupten. Wie abgesprochen zogen sich die Paddel in die Kajaks zurück. Die Jäger wollten möglichst wenig Aufsehen erregen, den Wal nicht zu früh aufschrecken. Die Wassermagier würden sie mit der sanften Strömung zum Tier tragen, um den Überraschungseffekt zu erhalten. Stille legte sich über die Boote, die ohne sichtbaren Antrieb in einer kleinen Kolonne Sheshs Zeichen folgten. Eine Weile lang trieben sie unter Anspannung umher, alle darauf hoffend, dass der Wal sich dieses Mal nicht losreißen würde. Das Tier war nicht zu unterschätzen. Wale galten seit jeher als die Boten Sesis, sollten unter ihrem Schutz stehen. Aga hatte schon vor Stunden zu bedenken gegeben, dass die Luft sich seltsam anfühle, dass seltsame Winde sie zurücktrieben. Solche Zeichen verhießen selten Gutes. Schließlich näherte sich die Gruppe einem unscheinbar aus dem Wasser ragenden grauen Hügel. Chulyin legte das Paddel ab und machte sich gemeinsam mit Tikaani bereit. Nach dem Fehlschlag des ersten Versuchs sollten die Eismagier sich früher in die Fluten begeben als zunächst geplant war. Wind und Meerwasser bliesen der jungen Jägerin ins Gesicht, sie spürte blaue Farbe über ihr Gesicht rinnen. Ein Blick zu Tikaani verriet, dass auch ihr violettes Schutzzeichen sich auflöste. Das Feuer in ihrem Blick schien jedoch dadurch nur heller zu lodern. Gebannt verfolgten die Frauen die

Luftmagier, die die Harpunen schleuderten. Auch Aga machte sich bereit. Auf einen deutlichen Wink Sheshs schließlich wurden die aus Walknochen geschnitzten, mit Widerhaken besetzten Waffen von einer starken Böe davongetragen, nur um sich ins Fleisch des Wales zu bohren. Das Tier gab einen überraschten Laut des Schmerzes von sich. Der Zeitpunkt war gekommen und die junge Frau spürte, wie die Illusion, die ihre wahre Gestalt verbarg, sich auflöste.

Ein dunkles Federkleid glänzte kurz im Sonnenlicht, ehe sie und die Ältere sich vom Kajak abstießen und mit einem zaghaften Platschen wie Pfeile im Nichts verschwanden. Dünne, flugunfähige Schwingen breiteten sich aus, manövrierten den kleinen Körper in die Strömung und beschleunigten die Pinguindame rasch in der kühlen Schwerelosigkeit, während einige Andere es ihr gleichtaten. Das Leise Platschen einzelner vermischte sich nach wenigen Momenten zu einem kleinen Tosen. Die zehn Eismagier der Gruppe schossen durchs kalte Dunkel, umkreisten den Wal. Das Tier war groß, so viel war festzustellen. Sicherlich war es so lang wie drei der Boote, ihre eigene verminderte Größe ließ das Monstrum nur noch riesiger erscheinen. Knisternde Magie war zu spüren, als erste Eiskristalle an den Flossen des Kolosses zu sprießen begannen. Zunächst galt es für den Großteil der Eismagier, den Wal zu binden, seine Flossen bewegungsunfähig zu machen, ehe sie auch nur über einen tödlichen Stoß nachdenken konnten. Chulyin konzentrierte sich, ließ die linke Flosse des Tiers langsam über eine Wand aus Eis mit dem Rumpf verschmelzen, auch wenn es sich verzweifelt zu Befreien versuchte. Sein Untergang war besiegelt, als weitere Pinguine zu ihr stießen und die linke Seite des Wals bewegungsunfähig machten. Der Plan schien dieses Mal aufzugehen, trotz der schlechten Omen der vergangenen Stunden Früchte zu tragen, als sich ein unscheinbares Funkeln unter ihnen durch die dunkle See schob.

Zuerst glaubte sie, sich das Glitzern nur eingebildet, sich im stetigen Wechsel von Oben und Unten einfach vertan zu haben. Dann jedoch brach etwas unheimlich schnelles an ihr vorbei, riss sie in unheimlichem Sog mit einem überraschten Schnattern an die Wasseroberfläche. Das Geräusch knackenden Holzes kündigte das Untergehen eines der Boote an. Vorräte, einige Harpunen und andere Werkzeuge schwebten gemächlich durchs Wasser, während eine neue Gruppe Pinguine die See betrat. Was auch immer das Boot wie eine Nuss geknackt hatte, zog sich nun in die Tiefe zurück. Dumpfe Befehle drangen unter die Wasseroberfläche, erreichten die Pinguine nur kaum. Scheinbar war jemand in die Tiefe gerissen worden, sie glaubte, Nilak schreien gehört zu haben. Die Magier wandten ihren Blick in die Tiefe. Erneut durchstieß etwas die Dunkelheit, nur um dieses Mal in Eis gefangen zu werden. Einer der erfahreneren Magier hatte das Etwas erwischt, das trotzdem ungehindert durch das Wasser brach. Ob es weitere Verletzte gab, war nicht einzuschätzen, allerdings begann der Wal, seine eisigen Fesseln von sich zu streifen.

Wenige Jäger versuchten, die vereisten Gliedmaßen an Ort und Stelle zu halten, während der Rest der Gruppe sich auf die unbekannte Gefahr konzentrierte. Chulyin meinte Kinalik zu erkennen, der in eine Richtung deutete. Der Wassermagier schien irgendetwas zu spüren. Vermutlich war er im gekenterten Kajak gewesen. Andere wurden aufmerksam und folgten seinem Zeichen. Nur wenige Momente später brach ein weiteres etwas, es schien Ähnlichkeit mit einem Tentakel zu haben, nach oben. Dieses Mal jedoch waren die Jäger vorbereitet, attackierten den unbekanntes Angreifer. Schmerzhaftes Zucken ließ den Tentakel vibrieren, ehe er sich unter blau wirkendem Leuchten vorerst zurückzog, nur um mit etwas Verzögerung weiter anzugreifen. Aus dem Augenwinkel sah die Jägerin, wie die verbliebenen Magier den Wal mit eisigen Speeren durchbohrten. Wenn sie nur noch etwas länger durchhalten würden und das, was bislang nach einem

aufgeschreckten Geist aussah, abwehren konnten, würden sie vielleicht mit ihrem Fang zurückkehren konnten. Erneut drangen Schreie von der Oberfläche zu ihnen, vermischten sich mit einem Brüllen aus der Tiefe, das noch mehr gierige Angreifer beschwor. Scheinbar war einer der Tentakel durchtrennt worden. Wenn Chulyin alles richtig verstanden hatte, war der Wal gefallen. Die Wassermagier wurden einberufen. Nilak entfernte sich zögerlich, schoss auf eines der Boote und auch weitere der gekenterten Pinguine setzten sich in Bewegung, um den toten Wal rasch aus der Gefahrenzone zu bergen. Zurück blieben die Eismagier, die sich der unbekanntes Bedrohung ausgesetzt sahen. Entschlossenheit blitzte in den Augen der Magier und auch Chulyin bereitete sich auf den nächsten Schlag vor. Das Leben ihres Stammes und ihrer Mitjäger hing auch von ihr ab. Scheitern war in diesem Moment keine Option mehr. Der nächste Angriff ließ nicht lang auf sich warten.

„... Gute Männer und Frauen sind an diesem Tag für immer im Meer verschwunden, allerdings nicht so viele, wie es hätten sein können. Die junge Frau ist auch nochmal mit 'ner Narbe davongekommen. Solche Dinge passieren immer wieder, auch mit Schmuckstücken wie der Nordwind. Die Geister des Meeres und des Landes haben sich schon immer gegenseitig die Köpfe eingeschlagen aber das ist eine andere Geschichte. Wenn Landläufer, die durch Magie von den Geistern berührt sind, dann auch noch aufs Meer fahren, ist das für sie ein rotes Tuch. Die Stämme und die überlebenden Jäger haben damals das Herz des Wales verbrennen können, um die Asche wieder an die See zu geben. Unsere Kunden wollen das Teil aber gern selbst haben.“ Schwerfällig erhob der Ältere sich vom Schemel und blickte einmal über die versammelte Mannschaft. „Aber auch ohne böse Geister haben wir schon genug Probleme. Die See ist rau und der Wind nicht immer günstig. Trotzdem dürfen wir keine Zeit verlieren.“ Wie auf einen unausgesprochenen Befehl hin, machten die Anderen sich am Ende des Vortrags an die Arbeit. Der Blick des Alten blieb an Tonrar hängen. „Vielleicht solltest du dir ein wenig Aberglauben aber behalten.“ Der junge Mann blieb zurück, erinnerte sich an seine Aufgabe als Koch des Schiffes und ging für den Moment jenen zur Hand, die seine Hilfe brauchten. Das Schiff setzte sich allmählich in Bewegung. Heute. Heute stach mit gewissem Unbehagen Tonrar in See. Die Dinge, die die See bereithielt, waren anscheinend schlimmer als der Zorn seines Vaters.